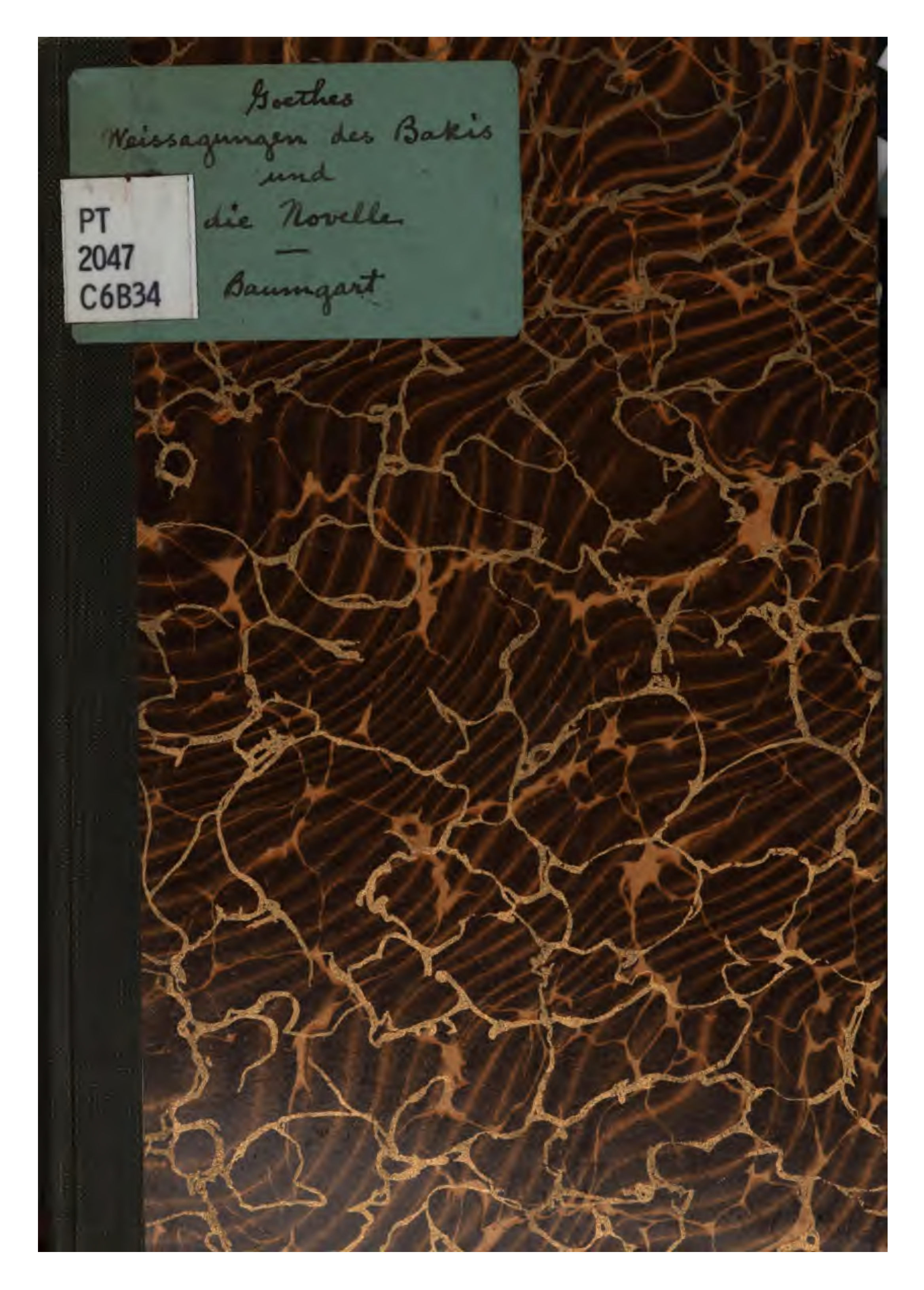

Goethes
Weissagungen des Bakis
und
die Novelle
—
Baumgart
PT
2047
C6B34


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Goethes Weissagungen des Bakis

und

# die Novelle,

zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters.

Von

**Dr. Hermann Baumgart,**
**Professor an der Universität Königsberg i. Pr.**

---

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1886.

# Goethes „Weissagungen des Bakis."

Dem früher weit verbreiteten Irrtume, dafs Goethe erst in seinem Alter von der unmittelbaren Darstellung des Gegenwärtigen sich der „symbolischen" Poesie zugewendet habe, wird man heute nur noch seltener begegnen; es ist anerkannt, dafs das „Symbolische" vielmehr den Grundzug der Goetheschen Dichtung, auch der Jugendzeit, bildet. Ja, die „Symbolik", wie er sie versteht, ist ihm das eigentliche Wesen der Poesie; die Art, wie er sie erklärt, bezeichnet auch die Weise seiner Dichtung: „sie verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, dafs die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe." Gerade da also, wo aus der Flut der ihn umdrängenden Erscheinungen der Zeit sich ihm die höchsten Ideeen ergeben, die grofsen, leitenden Gedanken, nach denen die Geschichte des Tages sich vollzieht und die ihm als die für die Zukunft bestimmenden erscheinen, wird für die Kundgebung derselben jene symbolische Form nicht nur die am besten geeignete, sie wird die allein verwendbare sein. Sie giebt ihm die Möglichkeit alles auszudrücken, was er im Sinne hat und, vermöge der unendlichen Wirksamkeit des treffenden Bildes, darüber hinaus noch Raum zu lassen für eine unter Umständen noch viel weiter gehende Ausdeutung: denn gegenüber der in der thatsächlichen Erscheinung immer fortschreitenden Erfüllung kann die durch das poetisch-symbolische Bild erweckte Idee nun ins Grenzenlose eine immer reichere und vollständigere Anwendung finden. Diesen Gedanken hat Goethe selbst, noch kurz vor seinem Tode, ausgesprochen; in

einem Brief an H. Meyer vom 20. Juli 1831 schreibt er mit Bezug auf sein letztes Werk, den zweiten Faust: „Wenn es noch Probleme genug enthält, indem, der Welt- und Menschengeschichte gleich, das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiſs denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.“

So ist es keineswegs zufällig, sondern es entspricht vielmehr dem innersten Gesetz von Goethes dichterischem Schaffen, daſs er gerade für die Darstellung des tiefsinnigsten Ideeengehaltes sich der freiesten Phantasieform bedient: des Märchens, der ganz frei erfundenen Erzählung, oder vollends des ungebundenen Schaltens in der Welt der Geister, Gespenster und des Wunders und der mit absoluter Willkür das gesamte Bilderreich in ihre Dienste nehmenden Form des Orakelspruchs. Auf diesem ganzen, höchst umfangreichen Gebiet ist für die Goethe-Erklärung noch lange nicht das letzte Wort gesprochen: als ein Beleg dafür mag die einfache Thatsache gelten, daſs er selbst nicht nur einmal, sondern oft wiederholt und mit gröſster Bestimmtheit seinen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ als „durchweg symbolisch“ bezeichnet hat. Freilich ist die Erklärung dafür, daſs solchen Thatsachen die Beachtung, die sie fordern, nicht zu teil geworden ist, nicht weit zu suchen: sie liegt darin, daſs auſser dem tiefen und groſsartigen symbolischen Gehalt diese Dichtungen zugleich ein so frisches und so reiches individuelles Leben haben, daſs sie ganz selbständig für sich genommen, lediglich als Bild und Erscheinung des als gegenständlich und wirklich Gedachten, schon Phantasie und Empfindung, Begriffs- und Ideeen-Vermögen in die lebhafteste und genuſsreichste Thätigkeit versetzen. Das Vorurteil jedoch, daſs diese mit Recht als die ersten und höchsten dichterischen Forderungen geltenden Eigenschaften nicht mit einer durchaus symbolischen Anlage des Ganzen verbunden sein könnten, so daſs also der herrlichste Körper dem interessantesten Geiste zur Wohnung diente, ist insofern ja keineswegs unbegründet, als in der That keinem auſser Goethe jene vollkommene Vereinigung gelungen ist.

Wenn man den Mangel positiver Äufserungen Goethes über die grofsen politischen und sozialen Zeitfragen empfunden und ihn deshalb der Teilnahmlosigkeit gegenüber den nationalen Interessen angeklagt hat, so liegt das daran, dafs gerade auf diesen Gebieten jene verschleiernde Symbolik von ihm am meisten, ja fast ausschliefslich als Ausdrucksform benutzt ist, weil durch sie das kontroverse und verwirrende Detail der Dinge am schärfsten ausgeschieden und das ideelle Moment am reinsten zur Wirksamkeit gebracht wird. Da nun aber die Idee unendliche Geltung hat, mit ihrer richtigen Erkenntnis also auch der Blick in die durch sie gestaltete Zukunft gegeben ist, so liegt in solcher dichterisch-symbolischen Darstellung etwas Prophetisches, was denn auch die Völker der Poesie von jeher zugeschrieben haben, und was der ältesten Mythen- und Sagen-Dichtung ebenso, wenn nicht noch in weit stärkerem Grade innewohnt als der höchst vollendeten Kunstpoesie. Die Unbestimmtheit solcher Darstellungsweise hinsichtlich der thatsächlichen Realisierung des ideellen Momentes, das sie dem Empfindungsurteil gegenüber zur Geltung bringt, ist einer ihrer gröfsesten Vorzüge, ja durch realistische Bestimmtheit nach dieser Richtung würde die symbolische Dichtung sich selbst aufheben, und so liegen denn auch die Fehler der mifsglückten derartigen Versuche zumeist auf dieser Seite: aus der Symbolik wird Allegorie. Desto deutlicher und bestimmter tritt in der echten symbolischen Dichtung, gleichsam in typischer Gesetzlichkeit, die ideelle Anschauung hervor, also das Dauernde, welches von je gegolten hat und immer bleiben wird: der würdigste Gegenstand der Kunst. Darum hat Goethe diese Form so geliebt und von Jugend an bevorzugt. In dem ganzen Wesen dieser Form ist aber auch leicht die Erklärung dafür zu finden, dafs er die unverbrüchliche Schweigsamkeit gerade über die tiefsten und bedeutendsten Rätsel, die er in solche Dichtungen gelegt hat, sich zu einem Gesetze machte, welches er, wie es scheint, niemandem gegenüber jemals suspendiert hat.

Eine der merkwürdigsten Produktionen der Art und unter Goethes Dichtungen wie in der Litteratur überhaupt ganz einzig

dastehend, sind die zweiunddreifsig Doppeldistichen, die im Jahre 1800 im siebenten Bande der Werke unter dem Titel „Weissagungen des Bakis" zuerst gedruckt wurden. Obgleich sie in jeder Ausgabe von Goethes Gedichten zu finden sind, gehören sie zu den am wenigsten gekannten und selbst von denen, die sie kennen, am geringsten geschätzten seiner Dichtungen; bei seinen Lebzeiten blieben sie so gut wie völlig unbeachtet. Die Erklärungsversuche, die von Viehoff, Düntzer, Moritz Ehrlich (vgl. Goethe-Jahrbuch I) und in der vortrefflichen Ausgabe der Goetheschen Gedichte von Loeper vorliegen, konnten daran nichts ändern, schon weil in keinem von ihnen auch nur an die Möglichkeit gedacht ist, die Dichtung als ein Ganzes zu erfassen. Nach diesen Kommentaren liegt ein buntes, ungeordnetes Allerlei von grofsenteils recht zweifelhaftem Werte vor, in dessen Aufklärung die verschiedenen Interpreten auf die wunderlichste Art variieren. So wird z. B. Nr. 21 von Düntzer auf die sinnliche Liebe und die religiöse Erhebung gedeutet, dagegen von Viehoff auf die geheimnisvolle Wirkung der Skulptur, von Ehrlich auf die Idee und das Kunstwerk und von Loeper auf die Pflanze, speziell die unscheinbare Blüte des Weinstocks. Oder die Nr. 29 u. 30, über die Viehoff gar keine Deutung zu geben weifs, werden von Düntzer als Freiheit und Liebe bezeichnend aufgefafst, dagegen rät Ehrlich auf Pantoffel und Frauengunst, Loeper auf das Anziehen und Abstofsen des Magneten und das Gesetz der Polarität.

Dafs man so völlig davon abgesehen hat, die Dichtung als ein Ganzes zu nehmen, wodurch allein für jedes Einzelne sich der richtige Gesichtspunkt ergeben kann, ist wohl zum grofsen Teil durch eine Notiz Riemers verschuldet, welche sicherlich auf einem Mifsverständnis dieses überhaupt nicht sehr zuverlässigen Berichterstatters beruht. In den „Mitteilungen" Bd. II. S. 528 schreibt er über die „Weissagungen des Bakis": „Goethe hatte dabei, wie er mir sagte, die Absicht auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches etc. dazu bediente,

aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers ein gutes oder schlimmes Omen, Bestätigung oder Abmahnung u. dgl. herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten." Ein Blick auf die „Weissagungen" genügt, um zu lehren, dafs unter den 32 Doppeldistichen auch nicht eines in solcher Absicht gedichtet sein kann. Ganz abgesehen davon, dafs, wie sich zeigen wird, diese Sprüche ein fest geschlossenes Ganzes bilden, ist ferner die Vorstellung ganz abzuweisen, dafs Goethe jemals den Gedanken gefafst haben sollte, die Zahl dieser höchst anspruchsvollen Rätselsprüche bis auf 365 zu vermehren. Ganz etwas anderes ist es, wenn er später, als er sie im März 1800 kurz vor dem Druck an A. W. Schlegel zur metrischen Durchsicht schickte, an diesen schrieb: „Sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit die Masse selbst verwirrt machte, aber der Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist leider nicht immer bei der Hand." Was Riemer auf die „Weissagungen" bezogen hat, ist ohne Zweifel in betreff der unter dem Gesamttitel „Vier Jahreszeiten" vereinigten, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Distichen von Goethe bemerkt, die mit den „Weissagungen" im siebenten Bande der Schriften in einer Folge gedruckt erschienen. Auf diese pafst nicht nur nach dem Titel, sondern was die Hauptsache ist, ihrem Inhalte nach jene Äufserung vollständig.

Nach den „Tages- und Jahresheften" hat Goethe die Dichtung im Jahre 1798 begonnen, nach Riemers Mitteilung waren sie „in Goethes Tagebuch unter dem 23. März 1798 notirt" und nach Eckermann „in der Zeit vom Juni bis Oktober jenes Jahres" ausgeführt. Im Briefwechsel mit Schiller aus dieser Zeit finden sie keine Erwähnung, denn die Ankündigung „eines Einfalls, der noch toller sei als die Xenien" in dem Brief vom 27. Januar d. J. 1798 ist von Düntzer sicherlich mit Unrecht auf die „Weissagungen" bezogen. Eher könnte man in dem Schlusse des Briefes vom 6. September d. J. eine Hindeutung auf dieselben vermuten: „Übrigens habe ich noch mancherlei Curiosa aufgespart, weil ich Sie hüben oder drüben zu sehen hoffte." Goethe war im Früh-

jahr und Sommer 1798 oft und auf längere Zeit in Jena, ohne Zweifel hat er damals die „Weissagungen" Schillern mitgeteilt und ihm das Manuskript übergeben; dasselbe ist dann später bei Schiller unter andere Papiere geraten und muſs längere Zeit für verloren gegolten haben; es wurde erst zu Anfang 1800 an Goethe zurückgestellt, worauf dieser am 16. April 1800 Bezug nimmt, indem er an Schiller schreibt: „Da sich die Weissagungen des Bakis so wunderbarerweise bei Ihnen gefunden haben u. s. w."

Es fehlt uns also an jedem direkten oder indirekten Fingerzeig in Goethes Äuſserungen oder denen seiner Vertrauten, der zur Aufklärung des im ganzen und im einzelnen so höchst rätselhaften Werkes das Geringste beitragen könnte; denn Riemers Notiz, daſs, „da die Abfassung in die Epoche der französischen Revolution fällt, Manches auf die Zeitgeschichte anspielende darin sei", bedeutet so viel wie nichts. Diese Anspielungen sind so mit Händen zu greifen, daſs sie keinem Leser entgehen können; so sind denn auch sämtliche Erklärungen bei einer kleinen Anzahl der Sprüche, welche ein entschieden politisches Gepräge tragen, zusammengetroffen, so namentlich in der Deutung des fünften, den sie auf den Kampf Napoleons mit England, und in der des sechsten, den sie auf die Restauration der Bourbons beziehen. Sie sind hier jedoch ebenso im Irrtum wie bei allen übrigen, die der Mehrzahl nach für allerlei naturphilosophische Gedanken in Anspruch genommen oder auch geradezu für einfache Denksprüche erklärt werden, welche durchaus gar nichts Rätselhaftes enthalten, wohl aber einen sehr alltäglichen, um nicht zu sagen völlig trivialen Sinn. So wenn Nr. 9 besagen soll, daſs die Schatzgräberei ein Unding sei, oder Nr. 20, daſs das weibliche Geschlecht zur Unbeständigkeit neige, oder Nr. 22 das „biologische Gesetz" der „Makrobiotik", daſs um alt zu werden, man möglichst lange jung bleiben müsse. Als ob Goethe, um derartige Wahrheiten zu verkünden, es für nötig gehalten haben sollte, den Geist des alten böotischen Wahrsagers zu citieren!

Der gemeinsame Fehler aller dieser Erklärungsversuche ist der, daſs sie, mit völliger Verkennung des Wesens symbolischer

Dichtung, am Ziele zu sein meinen, wenn sie das Bild erkannt haben, das Goethe anwendete, um die Idee darzustellen, und dafs sie in vielen Fällen auch nicht einmal dieses Bild zu entziffern vermocht haben. So freilich zerfällt das Ganze in eine Reihe einzelner Sprüche von höchst ungleichem Werte, und auch bei denjenigen unter ihnen, welche den einzelnen Interpreten als bedeutend und tiefsinnig gelten, fehlt doch insofern das eigentliche Siegel „Goethescher“ Vollendung ganz und gar, als die Berechtigung ihrer eigentümlichen Form gänzlich verloren geht, und diese Form als eine willkürliche, launenhaft-bizarre erscheinen mufs. Wozu die Prätension pythischer Orakelsprüche, wenn es sich um die einfachsten und noch dazu doch im Grunde geradehin ausgesprochenen Sentenzen handeln soll? wenn nicht vielmehr latente quodam consensu variarum qualitatum die bunte Reihe der verschiedenartigen Bilder auf einen gemeinsamen, in der Tiefe verborgenen Ideeengehalt hinzuweisen bestimmt ist?

Diese 32 Doppeldistichen bilden ein grofsartiges, einheitliches Gedicht von erstaunlicher Tiefe, eine Reihe der bedeutendsten Gedanken, so freilich zusammenhängend, dafs der Dichter gleichsam über die Gipfel hinschreitend, die ergänzenden Verbindungen dem Leser überläfst, immer jedoch in der Weise, dafs diese Ergänzung mit zwingender Notwendigkeit sich ergiebt oder von selbst sich darbietet.

Die Zeitereignisse allerdings geben zu der Dichtung den Anlafs, aber auch nur den Anlafs, die einzelnen Ereignisse berührt sie nicht, sondern erhebt sich überall zum Höheren, Allgemeinen. So rechtfertigt sich auch die Form. Der Dichter ist in der That hier der Seher, der das „Objektiv-Bedeutende“ zu schauen und zu verkünden vermag, der klaren Auges die Vergangenheit überblickt, vor dem das Rätsel der Gegenwart offen liegt und der hellen Sinnes das Dunkel der Zukunft durchdringt. Inhalt und Form der herrlichen Dichtung entsprechen in der schönsten Harmonie einander so völlig, dafs für die Gedanken und Empfindungen, die der Dichter mitzuteilen hatte, eine andere Form überhaupt nicht denkbar wäre, und in strengster Symmetrie baut sie sich auf.

Vier einleitende Sprüche geben zunächst das Grundthema des Ganzen an: die wahre Prophetie ist die echte Poesie, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;“ der ist der rechte Dichter, dem das Wesen der Dinge, der vergangenen und gegenwärtigen, sich enthüllt, und der im symbolischen Bilde es seinem Volke zu erquickendem Genusse vor Augen stellt; aus der entzückenden Blüte entwickelt vor der ernsteren Betrachtung der Verstehenden sich die edelste Frucht. Den vier einleitenden Sprüchen schliefst sich in den zehn folgenden der erste Hauptteil des Gedichtes an: er enthält das Bekenntnis Goethes über seine persönliche Stellung zu den gewaltigsten, die Zeit bewegenden Fragen, sie alle vom höchsten, das weiteste Feld umfassenden, Gesichtspunkte betrachtet. Mit ungeheurem Ansturm dringt die revolutionäre Propaganda der romanischen Welt gegen die ruhig beharrende germanische Kraft heran! Noch ist der Sieg unentschieden, aber die Zeit wird kommen, wo die gefesselte Stärke des deutschen Volkes ihrer Bande ledig werden wird; weit vorausschauend erkennt der Seherblick des Dichters die Wege und das Ziel dieser politischen Entwickelung. Die glänzenden Stichworte der französischen Revolution vermögen ihn nicht zu blenden: er erkennt die zuversichtliche Verheifsung von einer allgemeinen Beglückung durch dauernde Ausgleichung des Besitzes als eine Utopie, neben dem gleifsenden Phantom der falschen Abstraktion der Freiheit erblickt er ihre wahre Gestalt und echte Weise, das Trugbild des hochgepriesenen republikanischen Freiheitsstaates zeigt ihm dieselben Züge der Tyrannei und Knechtschaft wie die alte absolute Monarchie. Was ist in der von dem Für und Wider so heftig erregten Zeit des Dichters Beruf und Ziel?

Abermals gehen vier einleitende Sprüche allgemeineren Inhalts dem zweiten Hauptteile voraus. Sie weisen darauf hin, dafs in dem Verständnis des Tages die Lösung der Rätsel der Geschichte liege, wie wiederum freilich die Kenntnis des Vergangenen lebendig erfafst, den Schlüssel der Zukunft enthalte: immer aber sei der Mittelpunkt in dem „Heute“ gelegen, „den Tag im Tage zu suchen“, das sei die grofse Aufgabe für einen jeden:

Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mufst dich am eignen Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen.

Und hierin findet auch der Dichter die Richtschnur seines Verhaltens. Der zweite Hauptteil, der genau wie der erste nun wieder zehn Doppeldistichen umfafst, enthält im engsten Anschlufs an die letzte Nummer des ersten Teiles (Nr. 14), das genau präzisierte Selbstbekenntnis Goethes in betreff eines Punktes, der zu seinen Lebzeiten wie bis auf den heutigen Tag der Gegenstand vieler Kontroversen und sehr erbitterter Angriffe gegen ihn gewesen ist: eben seiner Stellung als Dichter gegenüber den politischen und nationalen Bewegungen seiner Zeit. Wie schwer hat man es ihm verdacht, dafs er nicht in die Arena der Tageskämpfe hinabgestiegen sei und sein gewichtiges Wort in der einen oder andern Weise geltend gemacht habe! Oder, dafs er nicht wenigstens, wie sein grofser Freund Schiller, den politischen Ideeen durch ihre direkte Verherrlichung ein erhöhtes Leben in den Gemütern zu verleihen bestrebt gewesen sei.

Die Antwort lautet, dafs er in dem blofsen Präkonisieren der Idee ebenso wie in dem eifernden theoretischen Parteistreit kein Verdienst, kein Heil und auch keinen patriotischen Sinn erkannte, dafs die Formel seines Patriotismus eine ganz andere war: ein jeder leiste an seinem Teile von den Aufgaben, die ein jeder Tag gerade an ihn, nach der Beschaffenheit und dem Mafs seiner Kräfte stelle, das Maximum des Möglichen, dann wird er das Wohl der Gesamtheit am wahrhaftesten fördern; denn aus der gewissenhaften Mehrung, die durch den Gewinn einer jeden Stunde immerfort dem Ganzen zuwächst, entsteht endlich die höchste Summe.

Sein Reich aber ist die Poesie! Nicht der Tagesströmung kann sie dienen; vertraut sie sich der schnell entstehenden und vergehenden Welle, so wird sie mit dieser fortgeschwemmt. Das Bleibende, Dauernde, Ewige, „das sich nie und nirgends begeben und nie veraltet“, ist ihr Reich. Aber um zu wirken, mufs der

Dichter gehört werden, und um gehört zu werden, mufs er gefallen! Und hier liegt das schwerste Rätsel für jeden Künstler, die wahre Sphinx der Kunst! Wie unbeständig wechselt der Geschmack, und scheint es doch, als ob in dem anmutigen Wechsel des freien Phantasiespieles eines der unentbehrlichsten Mittel liege, um jene Gunst des Publikums zu fesseln, die durch strengen Ernst und feste Folge so leicht ermüdet und verscherzt wird! Hier gilt es, zwischen dem flüchtigen Reiz und der unvergänglichen Schönheit zu entscheiden; um dieser willen mufs jener geopfert werden: so entwickelt sich der Künstler vom reizvollen, zum schönen und von diesem zum hohen Stile. Um die Fülle des reichsten und tiefsten Gehaltes in sich aufzunehmen, wird die Dichtung auf den schnellen und lauten Beifall verzichten müssen, den gefällige Mienen und Gebärden und aufgeputztes Modekostüm so leicht sich erwerben. Auf nachhaltige Erhebung seiner Hörer über sich selbst zielt sein Bestreben; wer ihn zu verstehen meint nur als gefälligen Dichter, der betrügt sich selbst. So ist die höchste Ausbildung seiner selbst, in sich selbst, um das Höchste zu leisten, die Aufgabe, die sein Patriotismus ihm stellt. Ja selbst auf den Reiz, den Kampf und Polemik nach aufsen erzeugen, verzichtet er: die ganze Kraft seines Strebens und Kämpfens ist nach innen gewandt, zu dem Ziel einer immer fortschreitenden Klärung und Ausbreitung.

Freilich wird die Wirkung so sich mehr und mehr einschränken, und vollends die Hoffnung auf Früchte des Wirkens nur bei wenigen sich erfüllen; aber wie viele von ihren tausend und tausend Keimen bringt denn die schaffende Natur zur Reife! Die kleinlichen und böswilligen Kritiker aber, die ihn nagen, fürchtet er nicht, er vertraut mit sicherem Blick in die Zukunft, dafs einer von dem andern abgethan werden würde. Diejenigen jedoch, die in ungeduldig überhobenem Eifern ihn der thörichten Leichtfertigkeit beschuldigen, weil er inmitten der „fürchterlichen Bewegung“ scheinbar gelassen und heiter der bunten Traumwelt seiner Dichtung hingegeben sei, tragen selber die Schellenkappe der unverständigen Borniertheit.

Andere sind und werden sein, die wie die Knaben an ihm herumkosten und meinen, über ihn tiefsinnig urteilen zu können, obwohl sie nur wie die Spatzen an den Kirschen gepickt haben.

Dennoch! Die Liebe der Jugend, und des harmlos und geradehin wie sie geniefsenden, naiven Publikums ist ihm ein hohes, ja ein höchstes und schönstes Gut. Doch warnt er selbst, dafs ja der Dichter nie diese Liebe der Jugend zu seinem eigentlichen Zwecke mache; da wäre sein Ziel völlig verschoben, der so erlangte Beifall nichtig, und statt zu einem köstlichen Trunk würde er zu einem schlimmen Bodensatze gelangen.

Tiefes, stetiges Verständnis, auf fester Gesinnung beruhend, wünscht er sich, sie soll das hohe Ziel der echten Kunst sein.

Die Einheit der Idee in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu sehen, umgekehrt von dieser Einheit immer in jene Vielheit zurückzukehren, das sei Anfang und Ende der Kunst und des Kunstverständnisses!

Mit den vier Sprüchen, die diese letzten Gedanken enthalten, ist die Dichtung an ihrem Schlusse angelangt, so dafs also das Ganze aus zwei Hauptteilen von je zehn Doppeldistichen besteht, die durch je vier Doppeldistichen eingerahmt und voneinander getrennt sind (4, 10, 4, 10, 4).

Im Jahre 1815 fügte Goethe bei erneutem Abdrucke der Dichtung noch den Vorspruch hinzu, der in knappster Kürze höchst treffend den Plan des Ganzen ausspricht, den Dichter-Seher darzustellen gegenüber der Zeitgeschichte, und damit in willkommener Weise die hier entwickelte Gesamtauffassung bestätigt:

> Seltsam ist Propheten Lied;
> Doppelt seltsam, was geschieht.

Der Rätselhaftigkeit der Dichtung — und nicht nur dieser Dichtung, sondern einer ganzen Gattung der Goetheschen Poesie — dient zur Rechtfertigung das verborgenere Rätsel der Tagesgeschichte; der tiefe Sinn verlangt das dunkle Wort.

Somit kann die Darstellung sich nun der Aufklärung der einzelnen Sprüche zuwenden, um jene Gesamtauffassung Zug für

Zug nachzuweisen; zunächst also den vier Doppeldistichen, welche die Einleitung zu dem Ganzen bilden.

1.

Wahnsinn ruft man dem Kalchas und Wahnsinn ruft man Kassandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Übermorgen? Nicht einer!
Denn was gestern und ehgestern gesprochen — wer hört's?

Hier sind die Erklärer einig, denn der Spruch scheint nicht die kleinste Schwierigkeit zu enthalten: Weissagungen gelten für Wahnsinn, weil niemand die Zukunft zu hören Neigung hat, ja nicht einmal es vermag! Denn wer versteht denn die Vergangenheit, auch die unmittelbare? Damit jedoch bliebe die Erklärung bei dem bloſsen Bilde stehen; was von der Prophetie gesagt ist, gilt, wie zumal der Zusammenhang mit dem folgenden Spruche zeigt, für die Dichtung: wie wenige sind es, die den tieferen Sinn des Dichters verstehen, wenn er das Gesetz der Dinge in den Vorstellungen des Vergangenen aufweist! Unternähme er es nun gar offen und geradehin, die Zukunft zu verkünden, wie sie sich ihm offenbart, so verfiele er, wie von jeher die Seher und Propheten, dem Spott und Hohn der unbelehrbaren Menge.

2.

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb sie dem Ganzen dahin!

Viehoff versteht darunter einfach den „Lebensweg“, Düntzer den „Erfahrungsweg in den Naturwissenschaften“, Ehrlich „Beobachtung und Selbstüberwindung“, Loeper mit Viehoff die „Lebensbahn.“

Der Spruch knüpft unmittelbar an den Schluſs des ersten an: „wer hört auf das Gestern und Ehegestern?“ Wer hört auf die Zukunft, da kaum einer die Vergangenheit versteht? Ein „Weg“ dazu ist vorhanden. Es erscheint als ein langer Weg dem Faden nachzugehen, der die Folge der Erscheinungen aneinander reiht.

„Lang und schmal“ scheint der Weg, da es gilt eben nur der einen Folge, sie aus der ungeheuren umgebenden Menge und Breite aussondernd, nachzuforschen. Indem der Dichter diesen Weg geht, verbreitert derselbe sich ihm fortwährend, denn nicht allein dafs sich ihm an dem einen nach allen Seiten das Verständnis des Umgebenden erschliefst, durch die innere Vollständigkeit der einen „Handlung“, die er nun ganz übersieht, thut sich ihm die Einsicht in die verborgene Werkstätte der Thaten auf; bis ins kleinste hinein liegt nun die unendliche Weite der psychologischen Welt offen vor ihm da, Empfindungen und Gedanken, Neigungen und Entschlüsse, Wollen und Thun, Leiden und Kämpfen. Man wird an die schöne Stelle im 32. Stück von Lessings Dramaturgie erinnert, wie in den Händen des Genies „die magere Kürze der Fabel“ sich in nicht zu bewältigende Fülle verwandelt. Und so entdeckt sich ihm an der Folge des Einen das gewaltige, das Ganze unaufhörlich lenkende und erfüllende Schicksal mit seinen furchtbaren Kreisen: „Schlangenwindungen“, die sich drohend ihm darstellen. Aber sein Werk ist es, „bis ans Ende“ zu kommen, die Folge der Veränderungen zu betrachten, sie zusammenzufassen, die sich zu einer in sich abgeschlossenen Einheit zusammenfügen. Gerade da, wo jene Windungen sich zum „schrecklichen Knoten“ verwirren, läfst er nicht ab, seinen Weg bis „ans Ende“ zu verfolgen: bis zu der gesetzmäfsigen Lösung. Die beklemmende Furcht, das grausende Entsetzen, den aufgelösten Schmerz weifs er zu mildern, zu klären; die beruhigende, versöhnende Erfassung des Furchtbaren und Mitleidswerten, welche die Sache des echten Dichters ist, wandelt die dumpfen, lastenden Schicksalsaffekte in befreiende, erquickende Empfindung, welche der Seele den höchsten Genufs ihrer selbst gewährt: der „schreckliche Knoten wird ihm zur Blume!“ Indem er das allgemeine Gesetz des Schicksals für die Gesamtheit darstellt, in der tragischen Kunst sein Höchstes dem Volke darbietet, „giebt er die Blume dem Ganzen dahin!“

Der Dichter ist der wahre Prophet! Während man Kalchas und Kassandra des Wahnsinns zeiht und nicht hört, lauscht

man ihm gerne. Er erschliefst die Rätsel der Vergangenheit und Zukunft.

Von dieser Auffassung aus erklärt sich nun die folgende Nummer von selbst:

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis, auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er als ein Kundiger an.
Wünschelruten sind hier; sie zeigen am Stamm nicht die Schätze,
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

Loeper erklärt, in Übereinstimmung mit den Vorgängern: „die weissagende Kraft liegt nicht im Werkzeug, sondern in der Hand, im Geiste des Rhabdomanten.“

Das Bild ist klar, es gilt aber es zu deuten.

Die dichterische Prophetie, von der Nr. 1 und 2 handeln, hat verschieden von der wirklichen Mantik es nicht so sehr mit dem Zukünftigen als vor allem mit dem Gegenwärtigen zu thun, mit dem „Stillverborgenen“, das den „Tag im Tage“ erkennen, die eigene Zeit zu verstehen lehrt. Solcher Art sind die Sprüche, welche durch diese Einleitung angekündigt werden. Wie ist durch das Schicksal der Bakis-Weissagungen selbst die zweite Hälfte des Spruches bestätigt: „am Stamme zeigen sie nicht die Schätze“, d. h. als blofse Bilder genommen, wie die Wünschelrute als blofses Reis am Baume, sagen sie nichts! Erst in der „fühlenden Hand“, d. h. symbolisch verstanden, mit dem aufmerksamen Gefühl für „Wink, Miene, leise Hindeutung“, werden sie zu Wünschelruten, die mit selbständiger Bewegung auf den verborgenen Schatz hinweisen, ist ihr Inhalt ein reicher, ja unerschöpflicher. Diesen Gedanken führt die folgende Nummer aus, welche die Einleitung beschliefst.

4.

Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt und mit Menschengesichte
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt;
Läfst den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.

Hier ist nicht einmal das Bild richtig verstanden, das doch so nahe gelegt ist. V. deutet den Schwan als die Einsicht, D. als den Menschen, beide die Schöne als die Zukunft; E. denkt an „den sehnsüchtig ahnenden Drang der Erkenntnis, der sich zu menschlich klarer Anschauung der Idee über die im ewigen Fluſs befindlichen Erscheinungen erhebt“, und der silberne Schleier ist ihm die Dichtung; ähnlich L.: „in der Wasserfurche des sich zu Tode singenden Schwanes folgt die Muse unmittelbar, der Dichtung Schleier sinkt hinab, und das Gold der Poesie erglänzt im Strome.“

Es sind die Schwanenjungfrauen gemeint; freilich hat Goethe die Sage mit freier Benutzung des Hauptmotivs für seinen besonderen Zweck adaptiert, wodurch offenbar die Erklärer sich haben irre führen lassen.

Die Schwäne galten in der deutschen Sage von jeher als prophetisch; durch Abwerfen des Schleiers geschieht die Verwandlung in menschliche Gestalt. Nun war es dem Dichter aber für das Bild, dessen er bedurfte, nicht um die Verwandlung des einen Zustandes in den andern, so daſs der spätere den früheren aufhebt, zu thun, sondern lediglich um den Akt der Enthüllung des zuvor verschleierten, höher gearteten inneren Wesens, während im übrigen die ursprüngliche Aktion unverändert fortdauert. Er bedient sich also derselben dichterischen Freiheit, durch die er mit schöpferischer Phantasiegewalt den ganzen Kreis der griechischen Mythenmotive in unendlicher Wandlung, Bereicherung und Vertiefung sich dienstbar gemacht hatte, auch gegenüber der heimischen, dem Bewuſstsein vertrauteren Sage. Statt daſs der Schwan zum Ufer fliegt, dort den Schleier ablegt, und daſs nun die schöne Mädchengestalt zum Bade in den Strom oder die Quelle taucht, läſst er den „prophetischen Gast sich über den Spiegel bestreben“, also in majestätischen Zuge über die Flut dahin schwimmen. Dieser prophetische Schwan wird ihm zum Bilde für die symbolisch-seherische Poesie in dem Sinne, wie die vorangehenden Sprüche sie dargestellt haben; nun aber beginnt vor dem Blick sich die Gestalt des Schwanes zu wandeln, sein Menschenantlitz zeigt sich: der innere Sinn des Symbols beginnt vor dem geistigen Auge sich

zu entschleiern. Fällt jetzt der Schleier völlig, so zieht statt des dahinsegelnden Schwanes im Nachen die „Schöne“ über den Spiegel der Flut und weithin folgt goldene Furche dem schwimmenden Kahn. Das symbolische Bild ist enthüllt und aus der mystischen Form tritt hell und klar die Idee hervor; wie diese immer aufs neue die Gedanken und Empfindungen zu nach allen Seiten sich ausbreitenden Konsequenzen anregt, so „ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.“

Die vier einleitenden Sprüche geben also ganz im allgemeinen gewissermaſsen die Signatur dessen, was Goethe mit der ihm eigentümlichen Form der symbolischen Poesie bezweckt. Mit den nächsten Distichen eröffnet sich nun der Schauplatz, auf dem die Ideeen der gesamten Dichtung ihren Boden haben; in diesem ersten Teile bezeichnet Goethe seine Stellung zu den groſsen Zeitfragen. Mit dem Weitesten und Gröſsten wird begonnen.

5.

Zweie seh' ich! Den Groſsen! Ich seh' den Gröſsern! Die beiden
Reiben mit feindlicher Kraft einer den andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der Gröſsere sei, redet die Parze nur aus.

Durchweg auf den Kampf zwischen der französischen Kontinentalmacht und Englands Seeherrschaft bezogen. Als ob darin auch nur der äuſseren Form nach etwas einer „Weissagung“ Verwandtes liegen könnte, daſs man eine vorhandene Rivalität konstatiert mit der Hinzufügung, daſs nur die Zukunft den Sieger ausweisen könne. Abgesehen übrigens auch davon, daſs man wiederum sich nur an den Wortlaut des Bildes gehalten hat, so wäre für das auf drei Seiten vom Meere bespülte Frankreich „Felsen und Land“ im Gegensatz zu „Felsen und Meer“ für England nichts weniger als glücklich gewählt.

Was um jene Zeit aller Augen und Gedanken unwiderstehlich auf sich zog, war die gewaltige Brandung, mit welcher der ungeheure Wogenschlag der französischen Revolution gegen die Nachbarländer anprallte oder sie überflutete. Aber wenn die romanische

Welt von dem revolutionären Gedanken sich tief ergriffen zeigte, so hatte damals Goethe das Wort geschrieben:

> Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wandern hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! so lass' uns sagen und so es behaupten!
> Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.

Dieser feindliche Gegensatz, in dem er die beiden Völker einander gegenüberstehen sieht, bringt ihm den alten, immer wieder hervorbrechenden Antagonismus zwischen der gallischen und der germanischen Nation vor Augen, der durch ihre ganze Geschichte sich hinzieht, ja der bei allen grofsen Wendepunkten derselben die entscheidende Rolle spielte. Von diesem höchsten Gesichtspunkt sieht er die beiden, den „Grofsen“ und den „Gröfseren“ „mit feindlicher Kraft“ in immer erneutem Kampfe unablässig bemüht, einer über den andern das Übergewicht zu gewinnen. Gewaltige, nicht zu erschöpfende Kraft auf beiden Seiten: „Felsen“ hier und „Felsen“ dort. Hier hat sich der Kraft die Beweglichkeit vermählt, zur Veränderung geneigt, in immerwährender Unruhe schnell aufschäumend, jetzt eben wild aufgeregt in stürmischen Wirbeln: „Felsen und Wellen!“ Es könnte kein treffenderes Gleichnis gefunden werden. Grofs erscheint ihm dieser, aber gröfser der andere. Festes Beharren, ausgeprägt in der Stabilität der politischen und sozialen Zustände, noch mehr in der Grundanlage des nationalen Charakters ist ihm das Kennzeichen der germanischen Welt: „Felsen und Land!“ Ihm erscheint der Germane als der Gröfsere: welcher es wirklich sei, kann nur die Zukunft lehren, die neue schwere Kämpfe zwischen beiden in ihrem Schofse birgt. Nur „die Parze redet es aus!“

6.

> Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
> Schlinge Ceres den Kranz stille verflechtend um ihn!
> Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
> Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

Von V. auf „eine für Frankreich in Aussicht stehende Restauration" gedeutet, während D. ganz allgemein die Restauration vertriebener Könige darunter versteht, Ceres „als die Göttin staatlicher Bildung", die Hunde als die Demagogen, das „neue Geschick" als „die Rückkehr des Volkes zur alten Thätigkeit." Ähnlich L., nur faſst er die Ceres, die „wandernde", als Schutzgöttin der Verbannten; E. dagegen geht ganz ins einzelne, indem er speziell an Ludwig XVIII. denkt, die „kalte Schwelle" auf dessen Asyl in Mitau, die Erwähnung der Ceres auf dessen „stille Studien in Kurland" bezieht, wenn „diese auch nicht den Landbau betrafen", und das neue Geschick auf die Konstitution, die Ludwig bei seiner Rückkehr den Franzosen gab, „was freilich Goethe i. J. 1800 nicht hat wissen können."

Mit der Frage an die Zukunft, welcher der Gröſsere sein werde, der Romane oder der Germane, schloſs das vorangehende Distichon; wovon hinge nun aber diese germanische Gröſse ab? Und soll denn die germanische Welt den Ideeen der groſsen Revolution, die den Weltteil erschütterten, ganz verschlossen bleiben? Ein mächtiger Gedanke ragt aus denselben hervor, der von Frankreich aus seine „Wanderung" durch die Völker antritt: „ein wandernder Fürst"! Auch dieser Ausdruck ist, wie alle anderen, nicht wörtlich zu verstehen, alle Deutungen auf eine Restauration sind verfehlt: es ist der Nationalitäts-Gedanke gemeint, die feste, innere Zusammenschlieſsung der Nation zu einem kraftbewuſsten Ganzen, den Goethe als den gesundesten und zukunftsreichsten der gesamten, ungeheuren Bewegung ansah. Daſs ihm dieser Gedanke, namentlich auch, insofern er die Beseitigung all der tausendfältigen, im Innern der Völker vorhandenen, Schranken und Hemmungen einschloſs, keineswegs fremd war, das geht bei dem innig vertrauten Verhältnis, welches ihn in allen Dingen mit dem Herzog von Weimar verband, schon allein aus dem Umstande hervor, daſs dieser viele Jahre hindurch seine angestrengtesten Bemühungen zur Herstellung des Fürstenbundes gerade auf diesen Punkt gerichtet hatte. „Wenn mich", so schrieb Karl August am 29. März 1788 an Hertzberg, „gegenwärtig jemand

um Rat fragte, ob diese deutsche Union Energie genug hätte, die Rechte der Unterdrückten zu verteidigen, ob darin ein Geist und allgemeine Grundsätze lebendig seien, nach denen der Bund das Ziel verfolgt, welches ihm die öffentliche Stimme zuschreibt; wenn man wissen wollte, ob diese vermeintlich vereinigten Fürsten vereinigt genug sind, um eine besondere Politik über irgend etwas Bedeutendes zu verfolgen, was über die Linie des gewöhnlichen Tagewerkes des Reichstages hinausgeht — dann würde ich dem Frager offen antworten: ich riete ihm sich ruhig zu halten, da Deutschland nicht im stande sei, sich aus der untergeordneten Stellung zu erheben, in die es seine Unthätigkeit versenkt, sondern die Mehrzahl seiner Stände nicht Nerv genug habe, auf grofse Dinge auszugehen, und weit entfernt, einen guten Zeitpunkt zu nützen, in welchem sie sich als Nation erheben und die Einigung zu heilsamen Mafsregeln gebrauchen könne, es vielmehr vorzöge, sich in den gegenwärtigen Zustand einzulullen und zu glauben, dies sei das höchste Ideal einer guten Verfassung, die auch nur anzurühren man sich wohl hüten müsse."[1] Und über diese selben Hoffnungen auf Erhöhung und Einigung der nationalen Kraft schrieb der Herzog am 30. März 1788 an den sächsischen Minister von Löben: „Das System der Union schien mir hierzu vorzüglich geschickt und als eine feste und unerschütterliche Grundlage, welche dem Charakter der deutschen Nation angemessen wäre, um als ein würdiges Denkmal derselben bestehen zu können. Alle Entwürfe hatten nur einen Endzweck, nämlich die Vereinigung der verschiedenen wirkenden Kräfte auf einen Punkt. So schmeichelte man sich, dafs der Nationalgeist in unserem Vaterlande erweckt werden könnte, von dem leider auch die letzten Spuren täglich mehr zu erlöschen scheinen."

Diese Hoffnungen hatte Goethe scheitern sehen; allein durch die ersten zehn Jahre seines Aufenthaltes in Weimar, die er der angestrengtesten Arbeit im Staatsdienste gewidmet hatte, war ihm die Bedeutung der materiellen, ökonomischen Interessen hinläng-

---

1) Vgl. Häufser: Deutsche Geschichte Bd. I. S. 214 ff.

lich klar geworden, um ihn vor dem Irrtum zu bewahren, dafs ein so hohes Gut wie die nationale Einheit durch den blofsen Ansturm der durch die Revolution erregten Begeisterung erlangt werden könnte. Er hatte die hemmende Gewalt der Hindernisse, welche in der wirtschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands lagen, genugsam in den komplizierten Verhältnissen des Weimarer Ländchens kennen gelernt, das trotz seiner Kleinheit die Reibungen von vier verschiedenen politischen Organisationen mit gesonderten Ständen, États und Steuerkollegien zu überwinden hatte. So hat er, was er später im Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, nachdem die Anfänge des preufsischen Zollvereins vorhanden waren, des öfteren direkt ausgesprochen hat, schon im Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt in der von ihm so bevorzugten symbolischen Weise angedeutet: dafs dem gewaltsamen Durchbruch des nationalen Gedankens die stille Arbeit der friedlichen Vereinigung der ökonomischen Interessen vorangehen müsse. Daher die wahrhaft prophetische Verkündigung dieses sechsten Spruches: kommt dieser durch die Revolution angeregte und in Umlauf gesetzte Gedanke an die Schwelle der Deutschen, so ist diese Schwelle eine ungastliche für ihn, eine „kalte Schwelle"; er kann da zunächst keine Aufnahme finden, er ruht, „schläft"! Eingang kann er zunächst nicht finden; die einzige Art jedoch, wie seine zukünftige Verwirklichung vorbereitet werden kann, ist durch das Bild von dem „Kranze, mit dem Ceres stille verflechtend ihn umschlingen soll", höchst treffend ausgedrückt. In unmerkbarem Fortschreiten des friedlich sich vollziehenden Werkes ziehen sich die Bande wirtschaftlicher Vereinigung immer enger und fester zusammen; „dann verstummen die Hunde": d. h. dann werden die hindernden Mächte, die jene Ideeen sonst eifrig und wachsam abwehren, ihn ruhig dulden. So wird es bleiben, bis einst die Stunde kommt, wo eine grofse Gefahr, eine furchtbare kriegerische Aktion, den nationalen Gedanken ins allgemeine Bewufstsein rufen wird: „es wird ein Geier ihn wecken"! In gewaltigem Kampfe wird die deutsche Einheit zur Wirklichkeit werden: „und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks"!

Damals mochte Goethe diese ganze Entwickelung sich wohl als näher bevorstehend gedacht haben; dreifsig Jahre später wufste er und sprach es zu Eckermann aus, dafs der still verflechtenden Arbeit der Ceres noch auf lange hin der Hauptanteil an dem grofsen Werke zufallen würde: „Mir ist nicht bange, dafs Deutschland eins werde; unsere guten Chausseeen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, dafs der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, dafs mein Reisekoffer durch alle sechsunddreifsig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, dafs der städtische Reisepafs eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines grofsen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Pafs eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Mafs und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.“

7.

Sieben gehen verhüllt und sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Grofsen der Welt;
Aber die andern sind's, die Verräter, von keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.

Es ist fast unbegreiflich, wie die Erklärer hier an der offen liegenden Deutung, dafs die sieben Nächte und sieben Tage gemeint sind, haben vorbeigehen können, welche nur von L. acceptiert ist, während D. sie ausdrücklich abweist. Er und V. erklären die Siebenzahl für bedeutungslos, und E., der in dem Ganzen nur den Gegensatz von Wahrheit und Irrtum erblickt, deutet sie gar auf die sieben Buchstaben, aus denen jedes dieser Worte bestehe („den Diphthong ei als einen Vokal genommen“).

Im engsten, bedeutungsvollen Zusammenhange mit dem vorangehenden Spruche heifst es hier: diese so gefürchteten, grofsen politischen Umbildungsprozesse vollziehen sich, wie alle grofsen

Entwickelungen, keineswegs durch geheime Machinationen und im Dunkel schleichende Verschwörungen, sondern durch die Gewalt der Dinge und Thatsachen, die am hellen Tage vor aller Augen sich vollziehen und die gerade darum so schwer erkannt und durchschaut werden. Das Dunkel der Nächte ist es, was die Phantasie des Volkes mit Schrecken erfüllt, und was die „Verhüllungen" der Nacht bergen, ist es, was die „Grofsen fürchten." Und doch ist es das Schwerste und Gröfseste, dem Tage sein offenes Geheimnis abzulauschen, die offnen Züge dieses Angesichtes, das jedem sich darbietet, zu erkennen; die truggewohnte und truggeübte Welt mifskennt sie, weil sie das „eigne Gesicht" der Tage für eine Maske, zur Täuschung bestimmt, ansieht. Die ungeschminkte, einfache, offene Wahrheit erscheint nun als „Schalk", und weil der klare Sinn der sich vollziehenden Dinge mifsachtet wird, wirkt die ihnen innewohnende Logik verderblicher als der schlimmste Verrat. Gerade so heifst es in Goethes „Märchen" mit Bezug auf denselben Gegenstand, den drohenden Zusammenbruch der verrotteten, vom Mittelalter überkommenen und noch immer ängstlich konservierten Reichszustände: „Welches ist das gröfste Geheimnis? Das offenbare!" Die höchste politische Weisheit ist, den „Tag im Tage" zu erkennen, seine Zeichen zu verstehen. Während der Kampf der Bedrohten den Schattengebilden der Nächte gilt, werden die Tage unaufhaltsam die von den einen gefürchtete, von den andern ersehnte Erfüllung bringen.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säklum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

Über den allgemeinen Sinn dieses Spruches kann kein Zweifel sein, und so stimmen auch die Erklärer darin überein, ihn auf die unerfüllbaren Verheifsungen der französischen Revolution zu deuten. Aber da bei ihnen allen das Verständnis des Vorangehenden und Folgenden und ganz und gar das des Zusammenhanges mangelt, so geht auch hier die spezielle, das Einzelne belebende Auffassung verloren.

Nicht nur der Erfüllung der nationalen Sehnsucht gilt, wie gesagt, der siebente Spruch, sondern allen grofsen politischen Entwickelungen. Wie steht es nun mit den andern Verheifsungen der Ideeen von 1789? Sie lauten: fraternité, égalité, liberté: und hier ist die Meinung des Dichters eine ganz andere. Der Reihe nach werden sie in den folgenden drei Doppeldistichen der Betrachtung unterzogen, und das Resultat der Prüfung ist überall ein negatives. Hier handelt es sich zunächst um den „edlen" Gedanken der allgemeinen Brüderlichkeit. In aller Munde ist das herrliche Wort, und in hochherziger Wallung verspricht alle Welt sie nicht nur den Freunden sondern auch den Feinden. Welch grofser Moment, welche glänzende Illusionen, mit denen man in das neue Jahrhundert hinübergeht! Und doch existiert in Wahrheit diese „Brüderlichkeit" so wenig als sie jemals existiert hat oder existieren wird: der Beweis ist, dafs „Hand und Mund" der Bedürfenden trotz der allgemeinen, edlen Verbrüderung so „leer bleiben", wie sie es vordem gewesen.

9.

Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
  Kommt auf hölzernem Fufs vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber,
  Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

Einer der rätselhaftesten Sprüche, den V. und E. gar nicht deuten, während D. (erste Auflage) und L. ihn auf den Widersinn der Schatzgräberei beziehen, der in der Weise der mittelalterlichen Priameln durch eine Reihe vorausgeschickter Unmöglichkeiten ins Licht gesetzt wird. In der zweiten Auflage erklärt D.: „Wenn das Unmögliche geschieht, dann wird dem Müfsigen, der alles gehn läfst, wie es geht, das Glück von selbst aus der Erde wachsen." Die drei vom Dichter aufgestellten Unmöglichkeiten selbst zu erklären, deren Erfindung doch eine höchst seltsame ist und, wenn ihnen kein bestimmender Sinn zu Grunde liegt, eine höchst abgeschmackte wäre, ist gar kein Versuch gemacht.

Wie der vorangehende Spruch auf die Idee der Brüderlichkeit geht, so fafst dieser den Gedanken der Gleichheit ins Auge und erklärt ihn für eine nimmer zu realisierende Utopie. Tola ist als Vertreter des vierten, bedürfenden Standes angeredet: ihm wird jenes Glück der Ausgleichung des Standes und Besitzes zu teil werden, wenn das ganz Unmögliche zur Wahrheit wird. Nun aber die drei Bilder von den Mäusen, dem Wandrer und den Tauben! Sie würden albern sein, wenn sie eben nur einen Widersinn ausdrücken sollten. Die Mäuse, welche an unzähligen Stellen mühsam im Verborgenen, wie die millionenfache Gelegenheit es gewährt, ihre Nahrung suchen —, sie „laufen auf offnem Markte zusammen“, um hier gleichsam in öffentlicher Tagsatzung sich nicht allein Ersatz sondern legitime gemeinsame Ernährung auszumachen! An dem Tage, wo das geschieht, wird die sozialistische Organisation der Arbeit und die gleiche Verteilung des Erwerbes eine Wahrheit werden.

Dazu aber müfste dann der Wanderer, das Symbol des Verkehrs, dessen Wesen es ist, in immer rüstig fortschreitender Bewegung seine stets wachsende Kraft zu bewähren, sich in einen gänzlich gelähmten Krüppel verwandeln, der mit zwei hölzernen Beinen auf zwei Krücken, „vierfach und klappernd“, zu jenem Markte herankommt. Um jene Fiktion einer dauernden Besitzgleichheit aufrecht zu erhalten, müfste der Verkehr gelähmt und zum Krüppel verstümmelt werden; die Umgangssprache selbst hat hier das Bild geliefert.

Endlich die „Tauben, die im gleichen Momente den Saaten vorüberfliegen“! Von der Aussaat, die der Landmann ins Feld streut, und die dem Ganzen die Nahrung erzeugt, nehmen die Tauben zu allen Zeiten ihren Zoll; er wird den vollen Ertrag seiner Mühe nicht ernten; sie, die nicht säen, werden doch immer auf seinem Saatfelde ihren Gewinn suchen, den sie sich niemals entgehen lassen werden. Eben nur von dieser Seite brauchte der Dichter das Bild: die Tauben sind an dieser Stelle ein Gleichnis für alle diejenigen, die nach der Natur der Dinge nun einmal unabänderlich dazu bestimmt und darauf gestellt sind,

ohne dafs sie selbst produzieren, doch von der Produktion sich zu nähren. Ewig werden die Tauben ihrer Natur folgend, die Saatkörner aufpicken und bunt glänzend und rundlich davon werden; keiner Saat werden sie jemals vorüberfliegen. Eben von dieser Seite sind sie das vortrefflich gewählte Symbol für das Verhältnis, das der Dichter hier ausdrücken wollte.

Den sozialistischen Gleichheitsschwärmern ist der Wohlstand, der ohne körperliche Anstrengung, durch den Handel oder durch jedwede geistige Thätigkeit, scheinbar ohne produktive Arbeit, gewonnen wird, ein Dorn im Auge; immer werden ihre Pläne einer völlig gleichmäfsigen Verteilung des Lohnes durch die nicht fort zu denkende Ungleichheit der natürlichen Existenzbedingungen über den Haufen geworfen werden. Jener andre, nicht die Nahrung selbst erzeugende, Teil der Gesellschaft müfste aufhören das zu thun, wodurch er existiert, wozu er seiner Natur nach berechtigt, und worauf er für alle Zeiten angewiesen ist, wenn die geträumte und verheifsene égalité, die Gleichmäfsigkeit des Erwerbes, die Stabilität des Besitzes und damit des Standes, jemals möglich sein sollte. Das wird geschehen, wenn die Tauben den frischen Saaten vorüberfliegen werden, ohne sich zu ihrer Ernte darauf niederzulassen, und zwar in demselben Momente, wo die Mäuse Marktversammlung halten werden, um sich zu einer Gemeinschaft zu konstituieren, und der Menschen und Völker verbindende Verkehr aus einem rüstigen Wanderer zu einem völlig gelähmten Krüppel geworden sein wird.

Es bleibt in dem Spruche noch der Name des Angeredeten, „Tola“, zu erwägen, dessen Beziehung bisher gänzlich unaufgeklärt geblieben ist. Möglich wäre, dafs er auf irgend ein Produkt der utopistischen Staatsroman-Litteratur hinwiese, die im achtzehnten Jahrhundert im Anschlufs an die berühmten älteren Vorbilder eifrig kultiviert wurde. Dann würde der Name zu den „Schlüsseln“ gehören, von denen in dem fünfzehnten Spruche die Rede ist. Näher würde immer die Bezugnahme auf die Volkssage oder das Volksmärchen liegen; und hier wäre wenigstens eine Vermutung aufzustellen. Im dritten Bande der „Märchen“

der Gebrüder Grimm ist in den Anmerkungen zu Nr. 110 („der Jud im Dorn") darauf hingewiesen, dafs der Knecht, dem das „Männchen" für seine drei Heller drei Wünsche in Erfüllung gehen läfst, in einem Fastnachtsspiele von Jacob Ayrer, welches denselben Gegenstand behandelt, den Namen „Fritz Dölla" trägt („Von Fritz Dölla mit seiner gewünschten Geigen"). In einer späteren, ebenfalls dramatischen Behandlung von Albrecht Dieterich („Historie von einem Bawrenknecht und München, welcher in der Dornhecken hat tanzen müssen"), die nicht nach Ayrer gearbeitet ist, heifst der Knecht „Dulla". (Vgl. Jul. Tittmann: Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert II, S. 150). Grimm bringt den Namen mit Tulla, Till in Verbindung. Vielleicht lautet der Name des Bauernknechtes in diesem und etwa verwandten Märchen in der Fassung, wie sie Goethe bekannt war, „Tola."

Nun hat freilich die Geschichte von der „gewünschten Geigen", und dem betrügerischen Juden, der im Dorn tanzen mufs, zu dem vorliegenden Spruche keine Beziehung; ebensowenig ihr Abschlufs, denn hier ist das Glück dem Bauernknechte hold und zwar noch „über der Erde". Wohl aber ist für den „Tola" des Spruches sehr passend die Person und die Lage des „Dölla", wie beide in der Exposition des Märchens vom „Juden im Dorn" beschrieben werden: „Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleifsig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte: „das ist das Gescheiteste, so spare ich etwas, und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst." Der Knecht schwieg auch still, that das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, liefs er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte

aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gern weiter in der Welt umsehen." Da antwortete der Geizhals: „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden", griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, „da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein grofser und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen."

Hier ist alles, wie für den Zweck gemacht, den Goethe im Auge hatte, und es wäre ganz in seiner Weise, wenn er unbekümmert um den Fortgang, sich eben nur diese Person in ihrer bestimmten Kondition für seinen Gebrauch aneignete, und wenn er damit zugleich, woran ihm sicherlich sehr gelegen war, eine höchst bedeutsame Erweiterung des Gedankens, den er im neunten Spruch darstellte, zu gewinnen trachtete. Der Spruch stellt sonst nur das Unmögliche und Unberechtigte der Aspirationen des vierten Standes dar: mit diesem Namen des „Tola" für denselben, wenn er mit dem „Dölla" des Märchens identisch ist, wäre zugleich das dennoch Berechtigte in diesen Aspirationen und auch die Person des Begehrenden selbst in das günstige Licht gestellt, welches der lebhafte Gerechtigkeitssinn des Dichters verlangte.

Dafs das „Glück ihm unter der Erde hold sein" werde, wie die Weissagung lautet, ist wohl geeignet, die Deutung auf die Spur der Schatzgräberei irre zu leiten, hat jedoch nur den Sinn, die Unmöglichkeit noch zu verstärken, dafs dieses Glück dem Tola überhaupt jemals hold werden könnte. Denn, wenn auch alle jene Anzeichen zusammenträfen, so würde ihm selbst das im Leben nichts helfen, sondern ihm erst, wenn er „unter der Erde" wäre, zu gute kommen.

Es giebt ein Märchen, welches die Leiden des geknechteten Standes mit der grellsten Symbolik darstellt, wo der arme Junge,

der dem reichen Bauern Hirten- und Knechtsdienste leisten mufs, in der That „unter der Erde“, in einem frisch geöffneten Grabe Zuflucht, wenn auch nicht das „Glück“ sucht (bei Grimm No. 185 „Der arme Junge im Grabe“); es steht aber mit dem Namen „Tola“ in keinerlei Beziehung.

Auch die Form der Einkleidung, etwas in sich Unmögliches durch gehäufte Ungereimtheiten vorzustellen, ist dem Märchen entnommen. In dem „Märchen vom Schlauraffenlande“ (Grimm No. 158) heifst es: „In der Schlauraffenzeit da ging ich, und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Lateran, und ein fufsloser Mann, der überlief ein schnelles Pferd und ein bitterscharfes Schwert, das durchhieb eine Brücke. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wiese, und ich sah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die wurfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche droschen miteinander Getreide aus. Da sah ich zwei Mäuse einen Bischof weihen, zwei Katzen, die einem Bären die Zunge auskratzten u. s. w. u. s. w.“

## 10.

Einsam schmückt sich zu Hause mit Gold und Seide die Jungfrau;
  Nicht vom Spiegel belehrt fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur einer von allen
  Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.

V. deutet den Spruch allgemein richtig, aber im einzelnen sehr unglücklich, auf die „Freiheit“, D. auf die „Wahrheit“, E. auf die „Idee“, und L. auf die „Idealisierung des Schatzbegriffes.“

Ging der achte Spruch auf die fraternité, der neunte auf die égalité, so geht dieser zehnte auf die liberté. Die theoretische Abstraktion des Freiheitsbegriffs ist schimmernd, gleifsend, aufs herrlichste geschmückt. Aber eben der Abstraktion fehlt der Spiegel, an dem sie sich prüfen konnte, so täuscht sie sich über das „schickliche Kleid;“ sie kennt ihre eigene, wahre Ge-

stalt nicht und weifs also nicht, was sie recht kleidet.[1] „Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd": wo immer im Leben sich der Begriff der echten Freiheit verwirklicht, ist sie unauflöslich an die Beschränkung gebunden; dafs man zu dienen verstehe, ist ihre wesentlichste Voraussetzung. Wo giebt es nun eine Ausgleichung dieses Gegensatzes? Wer die Freiheit in ihrer wahren Gestalt „kennt", dem erscheint die Magdgestalt nicht mehr als eine niedrige, sondern edler und herrlicher als das glänzend geschmückte, aber trügerische Luftgebilde der Theorie: dem Auge des Dichters, der sich hier wieder als der wahre Prophet erweist, erscheint das „vollendete Bild" der Freiheit; sein Auge ist also jener Spiegel, in dem sie jetzt über ihre wahre Gestalt und ihr „schickliches Kleid" sich belehren kann. Jede weitere Ausführung ist hier überflüssig; es genügt daran zu erinnern, dafs der Dichter im Jahr zuvor seinem Volke das vollendete Bild seiner „Dorothea" als ein unvergängliches Ideal adliger Seelenfreiheit in einfacher Magdsgestalt vors Auge gestellt hatte.

11.

Ja, vom Jupiter rollt Ihr, mächtig strömende Fluten,
Über Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich! Er sitzt und harfeniert der Verwüstung;
Aber der reifsende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

Ganz allgemein nur darauf gedeutet, dafs die stürmische politische Bewegung der Zeit der Poesie ungünstig sei, während der Spruch in höchst spezieller Wendung den Übergang zu dem zweiten Hauptthema des Ganzen beginnt, der Frage nach der Stellung des Dichters gegenüber den furchtbaren Kämpfen des Tages.

---

1) Die Erklärer konstruieren den ersten Pentameter so, dafs zu verstehen wäre „Ohne vom Spiegel belehrt zu sein, fühlt sie doch u. s. w.", was keinen Sinn giebt, da ja das Kleid, das sie wählt, eben das falsche ist. Die Konstruktion ist: „Nicht fühlt sie das schickliche Kleid, wie eine, die vom Spiegel belehrt ist, sich von ihm belehren läfst." Das Komma im Text nach „belehrt" bleibt also besser fort.

Ja, eine ungeheure und gottgesandte Zerstörung ist, alles überflutend, hereingebrochen; „Felder und Gärten“, die Stätten friedlicher Kultur und heiteren Schmuckes des Lebens sind verwüstet: eine grofse, historische, und somit auch berechtigte, „von Jupiter“ stammende Gewalt macht sich gebieterisch geltend und verdrängt die Arbeit und die Künste des Friedens aus ihrem Bereiche. Nun aber die spezifische Wendung, die das völlige Gegenteil von dem enthält, was die Erklärer darin gefunden haben. Das Auge des Sehers heftet sich auf „einen“, der das Schauspiel der ungeheuren Umwälzung als einen Gegenstand für seine Leier betrachtet, am Rande der dahinrollenden Fluten „sitzt er und harfeniert der Verwüstung.“ Was kann deutlicher sein, als dafs Goethe hier auf die Dichter, oder vielleicht auch geradezu auf den Dichter hinzielt, die dem Tagesimpuls folgend, den man auch für ihn zum Gesetz machen wollte, ihre Lieder zum Echo des wechselnden, erbitterten Kampfes der Gewalten und Meinungen werden liefsen, jetzt das begeisterte Lob der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sangen und nun wieder über den wahnsinnigen Mifsbrauch dieser heiligen Losungsworte ihren Fluch ausriefen. Es wäre vor allem an Klopstock zu denken, dessen Dichtung damals gänzlich der republikanischen Bewegung und ihrem Fortgange geweiht war. Goethes Prophezeiung hat sich bewährt: „der reifsende Strom hat auch die Lieder hinweggenommen.“ An dem „einen“ hat er das Urteil über alle politische Tendenzpoesie gesprochen.

12.

Mächtig bist Du, gebildet zugleich, und alles verneigt sich,
Wenn Du mit herrlichem Zug über den Markt Dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern seh' ich gestürzt und Mauern seh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein grofser Kerker, und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest?

Die Erklärer verstehen die Sprüche als Beziehungen auf Napoleon, oder allgemeiner auf das französische Volk, und auf den Bastillesturm; V. neigt sich hier, wie überall, der allgemeineren Deutung zu.

Gegenüber jenen, welche die neue Zeit mit Hymnen feiern, giebt der Dichter in diesen beiden Sprüchen sein abschliefsendes Gesamturteil über die blendende Erscheinung der alles Heil verheifsenden, mit allen Vorzügen und Tugenden sich brüstenden, republikanischen Staatsform. In leidenschafts- und parteiloser Betrachtung erkennt er sowohl die Kraft, mit der sie auftritt, an als das hohe Mafs geistiger Befähigung, das in ihr zur Äufserung gelangt; aber er läfst sich ebensowenig dadurch zur blinden Bewunderung hinreifsen, wie etwa durch ihre Ausschreitungen zu Verdammung und Hafs, vielmehr verweilt er in ruhiger Musterung bei dem langen Zuge ihrer viel gepriesenen Tugenden. „Endlich ist er vorüber": die beste, Staaten gründende und erhaltende, Tugend fehlt darin: die „Gerechtigkeit." Wohl sieht es „ein jeder", dafs hier Gewalt und Willkür wieder durch Gewalt und Willkür ersetzt ist, „Mauern sind gestürzt, und Mauern errichtet", „Gefangene hier und dort"; altes Unrecht ist gestraft und neues wird begangen. Goethe konnte sich denen nicht anschliefsen, die da meinten, trotz dieses tumultuarischen Ursprunges müfste sich in der neuen Staatsform, lediglich weil die Fessel der alten gesprengt war, nun notwendig Beglückendes und Dauerndes entwickeln. Wie in der organischen Welt, so war in den politischen und historischen Dingen sein Sinn auf die ruhige Stätigkeit gesetzmäfsiger Entwickelung gerichtet: nur wo er diese gewahr wurde, konnte er Gedeihen erblicken und dauerndes Heil erhoffen. Beides vermifste er in der französischen Revolution und in der republikanischen Propaganda; wenn er den Kampf gegen die Sünden des Feudalismus und der absoluten Monarchie nicht mifsbilligen konnte, so konnte er doch auch die Art, wie er geführt wurde, und das, was an ihre Stelle trat, nicht billigen. So erfüllte ihn die politische Bewegung der Zeit mit Unmut und Verdrufs; in den Dingen sowohl, als in der Art, wie sie rings um

ihn her beurteilt wurden, schien der Sinn für Gerechtigkeit und echte Freiheit verloren: „ist vielleicht nur die Welt ein grofser Kerker, und frei ist wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest?“

14.

Lass' mich ruhen, ich schlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumst Du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, Du redest im Traum.“
Wachender, sage, was hast Du? — „Da sieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

Mit diesem Spruche, der den ersten Teil abschliefst, ist die Dichtung auf ihrem Höhepunkt angelangt; dieses wunderliche Gespräch enthält den Aufschlufs des Dichters über seine persönliche Stellung zu dem Ganzen der politischen Zeitbewegung mit ihren Erwartungen und Verheifsungen und zugleich seine Verteidigung gegen diejenigen, die ihn des Indifferentismus beschuldigen, weil er in seinem Dichten, ganz entgegengesetzt jenem, den er im elften Spruche ins Auge gefafst, sich von dem Streite des Tages fern hält.

„Lafs mich ruhen, ich schlafe“, ruft er dem „Wachenden“ zu, der mit sittlich-erhabenem Pathos ihn aus seiner Ruhe aufrütteln will, und wenn jener ihn des „Träumens“ beschuldigt, so hat er ihm zu erwidern, dafs vielmehr das Wachen, dessen er sich rühmt, nur ein eingebildetes sei.

Der Schatz, dessen er sich rühmt und nach dem er trachtet, ist die dauernde Liebe des Volkes zu seinem Dichter, und um diese, um den wahren Begriff dieser Liebe handelt es sich in dem wunderbar tiefsinnigen Spruche, der wie in Runenschrift das Thema angiebt, dessen Ausführung der ganze übrige Teil des merkwürdigen Gedichtes gewidmet ist.

Was für eine Thorheit, spotten diejenigen, welche, mit gelehriger Fühlung für die Lieblingsmeinungen des Tages, diesen den erhöhten, schwunghaften Ausdruck zu verleihen wissen, die gefeierten Abgötter des Parteipublikums, welch irres Träumen, dafs der, bei welchem von allen den grofsen, glänzenden Stichworten, mit denen sie ihre Triumphe ernten, so gar nichts begegnet, sich

getröstet die Liebe seines Volkes zu besitzen, er, der Geschmähte, der von allen jenen „Schätzen“ nichts bietet. Als ob diese „Schätze“ so schwer zu finden und zu bieten wären! Allenthalben liegen sie auf den Strafsen, ein jeder rühmt sich sie zu besitzen, und aller orten werden sie ausgestellt. Gleichwohl haben sie Geltung und sie bilden das ganze Besitztum und den ganzen Stolz jenes Heroldes, der seine Zeit versteht und als ihr Liebling sich brüstet:

Wachender, sage, was hast Du? — „Da sieh nur alle die Schätze!“ —

Freilich, sie lassen sich leicht aufzählen und sie flimmern hell genug. Nun aber die orakelhafte Wendung:

Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehen?

Das Wertvollste und Edelste war stets den Massen ein Geheimnis, ja selbst die wenigen Eingeweihten bedürfen erst der letzten höchsten Weihe, damit der „Schatz“ sich ihrem gleichsam entzauberten Auge ganz enthülle. Das gewöhnliche Auge also „sieht“ ihn nicht, aber sollte er deshalb den mächtigen Zauber seiner Wirkungskraft verlieren? Mit stiller, aber sicherer und unzerstörbarer Gewalt macht er der Ahnung, dem Gefühl sich kund, und wenn der Flitter jener „Tagesschätze“ längst verblichen und zu dem Kehricht geworfen ist, dann zieht mit wachsender Macht in alle Ewigkeit der echte, unsichtbare Schatz des wahren, ewigen Kunstwerks die Herzen an sich, das Ziel des besten Strebens aller Seelenkräfte. Solche Liebe sich zu erwerben, ist des Dichters Lebenswerk: „sich“, das ist den Empfindungen, Gesinnungen, Gedanken, die er verkündet; was ihm für den Augenblick die Sympathieen zu entfremden scheint, gewinnt ihm die Liebe seines Volkes für alle Zeiten: „Ich werde geliebt.“ Mit unübertrefflicher Schärfe in der kurzen Orakelform der Hinweis, wie sehr in allen Dingen der Eifer des Tages in die Irre geht über die Gegenstände, die wahrhaft und dauernd des Bestrebens und des Kampfes wert sind, wie sehr die Masse sich durch den Schein blenden läfst, auf Phantome ihren ganzen Sinn zu richten,

während das Wahre und Echte mit so verführendem Anstrich sich dem Auge niemals darbietet:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Der Dichter verläfst das Gebiet der Tagesfragen mit der Ankündigung, dafs er das Feld seines Wirkens hier nicht suche.

Der zweite Teil enthält, wie gesagt, die Ausführung des inhaltschweren vierzehnten Spruches, der ja so vielseitiger Auslegung bedarf, als die Thätigkeit Goethes vielfältig war und die Angriffe mannigfach, die er zu erfahren hatte. Aber ehe der Dichter an diese Ausführung geht, entwickelt er in den folgenden vier Sprüchen, die bestimmt sind, zu dem zweiten Teile hinüberzuleiten, im Gegensatze zu den Prinzipien, deren Abweisung der erste Teil galt, die Grundsätze und Gesinnungen, die, gleichsam als die festen Sterne im ewigen Wandel, sein gesamtes Denken und Dichten leiten.

15.

Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Rätsel zu lösen;
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen; es bringt wohl der Tag Rätsel und Lösung zugleich.

Das „Buch“ der Weissagungen dient hier selbst zum Bilde; wie der in ihnen enthaltene Sinn durch sein Dasein sich kund giebt, „prophetisch“ wirkend die Ahnung hervorruft, die nun die überall zerstreuten Zeichen erfassend diese zu „Schlüsseln“ werden läfst, welche das verborgene Rätsel lösen, so gerade ist es mit der Zeit, mit ihren Zeichen und ihrem „prophetischen Geist“, mit dem sie „die Verständigen anruft“, dafs sie ihre Zeichen erkennen und ihre Rätsel lösen. Die nennt Goethe die „Klügsten“, die „leicht vom Tage sich belehren lassen“, die im „Tage“ die Zeichen der Zeit wahrzunehmen vermögen; der „Tag enthält Rätsel und Lösung“ zugleich. Ungemein oft braucht Goethe den Begriff des Tages in diesem weitesten und höchst prägnanten Sinne. Überall versteht er darunter die Summe der Pflichten und

Aufgaben, die einem jeden jeder Tag nach seinen Kräften und nach seinem Platze entgegenbringt. So lautete, als in den „zehn Jahren“ zu Weimar die Geschäftslast auf seinen Schultern sich immerfort vermehrte und der Kreis seiner Amtsführung sich ins Grofse erweiterte, sein eigenes „altes Motto, das er immer wieder auf die Thüre jeder neuen Expeditionsstube schrieb“: hic aut nusquam est quod quaerimus. Und in demselben Sinne legt er im Wilhelm Meister dem Baron Lothario das „Hier oder nirgends ist Amerika“ in den Mund oder das „Hier oder nirgends ist Herrenhut.“ In der vollständigsten Lösung seiner individuellsten Aufgabe nützt nicht allein jeder am meisten, sondern findet auch von hier aus das beste Verständnis alles Übrigen und zwar allein von hier aus. In solcher Hingabe an die Dinge, in der gelehrigen Aufmerksamkeit auf ihr Wesen und ihre Wandlungen liegt keine Gefahr, dafs der einzelne sich selbst verliere, wohl aber der stärkste Schutz gegen doktrinäre Befangenheit und die beste Sicherheit, dafs jedes neue, sich darbietende „Rätsel“ auch die „Lösung“, die es im Innern birgt, enthülle.

16.

Auch Vergangenes zeigt Euch Bakis; denn selbst das Vergangene
  Ruht, verblendete Welt, oft als ein Rätsel vor Dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüfste das Künftige; beides
  Schliefst an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.

Die Fortführung und Erweiterung des vorangehenden Gedankens: wer die Aufgabe des „heute“ rein und sicher erfafst und erfüllt, dem erschliefst mit der klaren Erkenntnis der Gegenwart sich nun auch das Verständnis des Vergangenen, das im Grunde so wenig begriffen wird als das verborgene Kommende, und aus beidem erwächst ihm die Fähigkeit, auch das Künftige vorauszusehen. So ist also derjenige der wahre Seher und Prophet, der im weitesten Umfange der Forderung des „Tages“ genügt; und dies Gesetz würde für den gelehrten Erforscher des Vergangenen ebenso gelten wie für den Staatsmann, der die Zukunft ins Auge zu fassen hat, und wie für den Dichter, dessen Blick so hell auf

dem Gegenwärtigen ruhen als noch vorwärts und rückwärts gerichtet sein soll.

17.

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

Das Bild bedarf keiner Erklärung; ebenso wenig hier, wie in den vorangehenden Nummern, der allgemeine Sinn, mit dessen ungefährer Andeutung sich denn auch bei diesen letzten drei Nummern die Interpreten begnügt haben, da sie. den Zusammenhang, der hier erst das belebende Licht verbreitet, gar nicht voraussetzen. Der Spruch bildet aber das ganz unentbehrliche Verbindungsglied zwischen den beiden vorangehenden dieser einleitenden Gruppe und dem folgenden, der dieselbe abschliefst.

Aus der vollen Hingabe an die Thätigkeit, die einem jeden seine Anlage und sein Wirkungsgebiet anweist, quillt die Erkenntnis. Hier also strömen die Himmelsgaben in reicher Fülle herab; das Wahre, Gute, Schöne, alle diese höchsten Geheimnisse liegen klar zu Tage für jeden, der bereit ist ihre Offenbarung zu empfangen. Darin aber liegt die grofse Frage: worin beruht diese Empfänglichkeit? wie wird sie erworben? Das befruchtende Himmelsnafs, das auf dem Steine ungenützt verdampft, giebt dem Baume seine Kraft und der Blume ihren Schmelz: „nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.“ Die Reinheit des Blickes für alle Erscheinungen der körperlichen und geistigen Welt, die Treue der Beobachtung und die Liebe für alles Seiende, die keinen Unterschied zwischen grofs und klein, gering und hochbedeutend macht, sondern überall die Manifestation des Göttlichen erblickt, das ist diese Voraussetzung lebendiger Erfassung der Idee in den Erscheinungen. In tausendfacher Variation kehren die Ausdrücke für die Erfordernisse, die auch den wahren Dichter machen, immerfort bei Goethe wieder; so rühmt er sie dem trefflichen Meistersänger nach, dessen Wert er zuerst wieder erkannte:

Er hätt ein Auge treu und klug
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein.

Das ist das innere Leben, welches die göttlichen Gaben ergreift und sie zur Freude, zum Nutzen und zur Veredelung der Menschheit fruchtbar macht. Auf die Art und Weise, wie es anzufangen sei, der gewonnenen Schätze bewufst zu werden und sie zu verwerten, ist in dem folgenden Spruche gedeutet.

18.

Sag, was zählst Du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein anderes Zehn, Hundert und Tausend hernach.“ —
Näher kommst Du dazu, sobald Du mir folgest. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: Sei Zehn! Dann sind die Tausende Dein.

Bei dem Wege, den sich ein für allemal der Dichter erwählt hat, statt von der Idee ausgehend, von ihr geleitet sich mit den Dingen bekannt zu machen, vielmehr überall sich an die Dinge selbst zu wenden, wie der Tag die Erscheinungen bringt, sie um ihr Geheimnis zu befragen, ist die schlimmste Gefahr diese, dafs bei der ungeheuren Extensität des aufzunehmenden und zu bewältigenden Materiales sowohl die Durchdringung des Einzelnen, als die Verbindung zum Ganzen versäumt werde. Dann würde in der Summe der Einzelkenntnisse, in der Aufhäufung und Anreihung der blofsen Beobachtung das Endziel erblickt. Dafür hat der Spruch, das Bild des emsig „Zählenden“, der nach einer für das Einzelne höchst rationellen Methode von der Einheit zu der nächst höheren Einheit der Zehn aufsteigt und so immer weiter fortzählend zu der höheren Summe gelangt: ein an sich unverwerfliches Verfahren, aber nicht allein das mühseligste, sondern, für sich allein genommen, auch so lange unfruchtbar, als es eben bei dem blofsen Sammeln des Materiales bleibt. Dagegen nun das Wort: „Sage zur Zehne: Sei Zehn!“ Intensität statt der mechanischen extensiven Aufzählung! „Willst Du ins Unendliche schreiten: geh nur im Endlichen nach allen Seiten!“ Für die Produktion

wie für das Verständnis gilt das Gesetz, im engen Raum das Erschöpfende zu leisten, das Einzelne als ein Ganzes zu umfassen, dafs es lebensfähig seine volle Wirksamkeit entfalte; so allein erwächst in der Wissenschaft wie in der Kunst und wie im Handeln die Kraft, das Weitere zu bewältigen und endlich das Grofse zu leisten. Die Idee des Ganzen mufs in jedem Einzelnen ergriffen werden, ohne die es aufhört zu sein, was es ist, und die durch blofses Summieren nicht zu gewinnen ist. So berührt sich dieses Doppeldistichon mit dem tiefsinnigen Spruch Goethes: „Wer sich vor der Idee scheut, verliert auch den Begriff.“

Mit Recht ziehen E. und L., die den Spruch als den Gegensatz von „Synthese und Analyse“ erklären, hier auch den andern Goetheschen Spruch hinzu: „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verstand, diese zu erfassen, wird Vernunft erfordert;“ und das Wort: „Sie meinen, Rechnen sei Erfinden.“

Mit der folgenden Nummer beginnt nun der zweite Hauptteil, mit dem der Dichter der Darstellung und Verteidigung der ihm eigenen Dichtungsweise sich zuwendet.

19.

Hast Du die Welle gesehen, die über das Ufer einher schlug?
Siehe die zweite, sie kommt, rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, Du erwartest vergebens,
Dafs die letzte sich heut ruhig zu Füfsen Dir legt.

Nach allem Vorhergehenden ist das Bild vom Meere mit seinem immer sich erneuenden Wogenschlage nun der weitesten Anwendung fähig. Wirkung im „Tage“ lautete der Grundsatz des Dichters, aber nicht für den „Tag!“ Denn niemand glaube, dafs was heute die Woge hoch emporhebt, nun für immer diesen Platz behaupten werde; schon senkt sie sich und weicht der nächsten Welle, die eben so schnell wieder von der folgenden verdrängt wird. So schnell vergeht auch die Dichtung, die sich der augenblicklich herrschenden Geschmacksrichtung vertraut und sich von ihr emportragen läfst, die scheinbar allein herrschend alles über-

ragt: eben noch hat sie weithin sich ausbreitend alle Gemüter in ihrem Banne, nichts scheint neben ihr aufkommen zu können, und schon beginnt die Flut zu ebben, bald wird sie sprühend sich ausrollen; eine neue Gefühls- und Gedankenrichtung erobert sich den Platz, auch sie wird ungeachtet ihres neuen Anspruchs auf dauernde Geltung sich ausleben, und niemals wird diese immer wieder aufs neue hoch sich türmende Tagesgunst aufhören, der immer unruhig wechselnden Meereswoge zu gleichen, nie wird sie als dauernd fest gegründeter Bau sich auf dem ewig unveränderlichen Grunde des Wahren und Schönen niederlassen. Wer wollte es dem Dichter verargen, dafs er unbekümmert um Tadel und Mifswollen seinen eignen, jenen unverrückbaren Zielen zugewandten Weg geht?

20.

Einem möcht' ich gefallen! so denkt das Mädchen; den zweiten
  Find' ich edel und gut; aber er reizet mich nicht.
Wäre der dritte gewifs; so wäre mir dieser der liebste.
  Ach, dafs der Unbestand immer das Lieblichste bleibt.

Die Erklärer deuten lediglich auf levitas sexus! D. mit einem Tadel des Dichters, dafs der vierte Vers „sich nicht ganz treffend anschliefsen dürfte!“

Gerade in dieser Schlufswendung liegt der tiefste Sinn des schönen Spruches. Das Bild des Schwankens und der Veränderlichkeit der Mädchenliebe für die wechselnde Gunst des Publikums gegenüber den Gegenständen seines Gefallens wäre weder neu noch an sich tiefsinnig gewählt. Der Gedanke des Dichters geht weiter. Dieses leicht wechselnde Gefallen, dieses harmlos heitere Anziehen und Abstofsen bleibt ein anmutiges Spiel, eine erwünschte, liebliche Erscheinung, wenn es auch für alle Zeit immer nur an den auf der Oberfläche wirkenden Reiz geknüpft sein wird. Das Gute und Edle wird da wohl empfunden, aber es lockt, es fesselt nicht; das „Reizende“ siegt. Nun! der Dichter klagt nicht an, er erkennt vielmehr in diesem Wechselspiel von Gunst und Reiz, das nur in der Unbeständigkeit sich beständig erweist, ein

Naturgesetz, gegen das er keineswegs ankämpft. Aber ein leichter Seufzer entringt sich ihm doch, dafs nach der ersten Grundbedingung der Kunst — wonach sie, um zu wirken, auf das Gefallen gewiesen ist, auf die freieste, wohlgefällig empfundene, Thätigkeit der Seelenkräfte — das äufserlich Reizende, verführerisch Glänzende, auch wohl leichtfertig Lockende und sinnlich Bestechende für den lauten, schnell zu erringenden Beifall des Augenblicks vor dem Echten und Dauernden, dem „Edlen und Guten" immer den Vorzug haben wird. Soll der Dichter darum jenes aufgeben um nach diesem zu jagen? Aber so wenig er der Woge zürnt, dafs sie steigt und sinkt, so wenig grollt er dem leicht erregten Sinn, der an Süfse und Schimmer sich ergötzt und der bei aller Unbeständigkeit durch die Freude an der Erscheinung doch das Band bleibt zwischen der Gebundenheit der blofsen Natur und der edelsten Geistesfreiheit, wie das lieblich - unbeständige Schwanken des erwachenden Mädchenherzens der Vorbote fester, dauernder Neigung, treuer und edler Weibesliebe.

21.

Blafs erscheinst Du mir und tot dem Auge. Wie rufst Du
Aus der inneren Kraft heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest Du ruhig geniefsen;
Nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg."

V. deutet auf die Skulptur, D. auf die religiöse Erhebung, E. auf die Idee und L. auf die Pflanze: „Ein Kreuz der Ausleger" beginnt er seine Erklärung.

Wie leicht und sicher ergiebt nun der Zusammenhang die Deutung! Der Spruch handelt von einer der wesentlichsten Eigentümlichkeiten der Goetheschen Dichtung, und zwar gerade von der, um derentwillen er von jeher bis auf den heutigen Tag am meisten Mifsbilligung, ja den härtesten Tadel und am wenigsten Verständnis erfahren hat. Das Wertvollste seiner Dichtung hat er in sehr vielen Fällen — und zwar nicht nur in kleineren Produktionen, sondern gerade in seinen gröfsesten Werken — in der ihm so äufserst genehmen und an sich so hoch bedeutsamen

Form der Symbolik gegeben. Da klagen sie nun über Blässe der Farbe, Kälte, mangelnden Reiz! Wie soll Derartiges wirken und im tiefsten Innern lebhafte Beteiligung erwecken? Die Antwort: der äufsere Reiz befriedigt schon an sich, das blofse Gefallen regt keine weitere Thätigkeit an; gerade wo hier ein Minus vorliegt, wird die ganze Kraft der Aufmerksamkeit auf das Fühlen, Ahnen, Erkennen eines Innewohnenden, Höheren, Allgemeineren gewandt, und erst solche Kunstwerke vermögen wahrhaft zu erheben. Denn hier ist das geheimnisvolle Mittel gefunden, in dem Wohlgefallèn des Sinnes und der Empfindung zugleich die regste Thätigkeit aller höchsten Geistesvermögen zu vereinen.

Nur so viel zur Bestätigung: alle Kunst, je höher sie ist, desto weniger wirkt sie mit unmittelbar einnehmendem Reiz auf den Sinn, desto spröder, strenger, ja für den blofs „mit dem Auge geniefsenden“ Beschauer ablehnender erscheint sie und wird deshalb gemeinhin kalt und leblos gescholten.

22.

Zweimal färbt sich das Haar, zuerst aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errate das Rätsel, so ist die andere Hälfte
Völlig Dir zu Gebot, dafs Du die erste bezwingst.

Die Erklärer bleiben wieder ganz im Vagen, D. auf „naturwissenschaftliche Erkenntnis“ ratend, V. und L. auf Lebenswandlungen und Gesetz der Makrobiotik, E. abermals auf „die Idee als Lebensgesetz in der Erscheinung.“

Der Dichter führt den Gedanken stetig weiter: nicht immer hat er die kräftige, frische Farbe reizvollsten Lebens verschmäht, und wenn ihm jetzt so viele Anklagen entgegenschallen, so war er einst der gefeierte Liebling, und die Gunst, die dem Reize sich zuwendet, hat auch er erfahren. Der Spruch enthält in äufserst geschickter Rätselform die Darstellung der verschiedenen Stile der Goetheschen Dichtung, die bis zu einem gewissen Grade auch den Epochen seiner Dichtung entsprechen. Drei Entwickelungsstufen führt das Bild vor und einen doppelten Über-

gang: aus dem „Blonden" ins „Braune" und von diesem ins „Silbergediegene." In dieser zweiten Hälfte des Rätsels liegt der Schlüssel zur Deutung des an sich vielleicht sonst fern liegenden Bildes. Das „Gediegene" des Silbers weist auf einen im Gegensatz zu der verblassenden Farbe und abnehmenden Kraft erhöhten inneren Wert hin: damit ist in unmittelbarem Anschlufs an den vorangehenden Spruch die Deutung auf die symbolische Dichtung mit ihrem geringeren Anspruch an Farbe und unmittelbare kräftige Wirkung und ihrem gesteigerten inneren Gehalte von selbst gegeben. Ist so das „Rätsel halb erraten", so steht „die andre Hälfte völlig zu Gebot", die Konstruktion des Ganzen erfolgt nun mit Notwendigkeit. Das jugendliche „Blond" weist auf die Jünglingszeit des Dichters hin, auf die Zeit seiner herrlichen Jugendlieder, des Werther und Götz, jene Zeit, wie er selbst sie schildert:

Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Und doch trug gerade jene Zeit ihm die meiste Liebe und Bewunderung ein und erwirbt ihm noch heute die zahlreichsten Freunde. Dann trat die erste Wandlung ein, das „Blond" färbte sich zum „Braun", welches die Vollreife männlicher Kraft bedeutet und in seiner Dichtung jene höchste Meisterschaft bezeichnet, wie er sie um die zweite Hälfte der achtziger Jahre erwarb, da er dem lautersten Inhalte nun auch die vollendet schöne Form gesellte; die römische Iphigenie und Tasso gehören dieser Epoche oder später Hermann und Dorothea. Doch an die Stelle der ihm von überall her laut zujubelnden Menge war nun ein kleiner Kreis getreten, und wenn die „Wahrheit" zu seiner Muse geworden war, so sang er von ihr:

Ach, da ich irrte, hat ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein.

Aber immer weiter drang er vor und für die reiche Fülle seiner tiefsten Erkenntnis fand er jene wunderbare symbolische Form, die gleich dem edlen Weine, der mit den Jahren an Feuer zunimmt, mit der über sie hingehenden Zeit an bedeutsamem Werte immer nur noch gewinnen kann: „silbergediegen zeigt sich nun das Braun.“

Wo aber ist nun der freudige Beifall? Der Hochgefeierte mufs sogar an die herbsten Angriffe sich gewöhnen.*)

23.

Was erschrickst Du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch, zeig' mir ein Menschengesicht!
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter.“ —
Aber ich sehe Dich nun selbst als betrognes Gespenst.

Mit erschreckter Abneigung wenden sogar Anhänger und Freunde sich von ihm ab, in seinen tiefsinnigsten Schöpfungen erblicken sie grillenhafte „Gespenster“, und ungeduldig verlangen sie nach dem Glanz und der Lebensfrische seiner früheren Gaben. Und nun eine sehr merkwürdige Wendung! Die am heftigsten den bestrickenden äufsern Reiz und die ergreifende Lebensfülle von ihm fordern und, wo sie diese vermissen, ihn am lautesten schelten, sind auch da, wo sie diese ihre Forderungen nun in seinen Dichtungen noch erfüllt zu finden meinen, am meisten betrogen, am weitesten vom richtigen Verständnis derselben entfernt! „Ja, nun seh' ich die Blumen, ich sehe die Menschengesichter.“ — „Aber ich sehe Dich nun selbst als betrognes Gespenst.“ Die Dichtung, die neben dem Faust, seine gröfseste ist, und die ihm fast zwanzig Jahre im

*) Vgl.: Schiller an Körner d. 1. Mai 1797: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur . . . Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectiert, das Mittelmäfsige zu protegieren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt.“

Sinne gelegen hatte, Wilhelm Meister, hat von aufsen her ihm wenig Freude eingetragen; bittrer Tadel war auch von den Nächststehenden ihm genug begegnet, und selbst die Anerkennung, wie sie stattfand und was sie betraf, konnte ihn wohl wenig befriedigen bei einer Dichtung, von der er selbst späterhin auf das Bestimmteste versichert hat, dafs sie „durchweg symbolisch“ sei, „überall“ bestimmt auf ein Höheres, Allgemeines hinzuweisen, und die bis auf den heutigen Tag die volle, ihr gebührende Würdigung noch nicht gefunden hat.

Als ein willkommener. Kommentar zu diesem Spruche ist die Äufserung Goethes zu Eckermann vom 18. Januar 1827 über seine „Novelle“ anzusehen: „Um für den Gang dieser „Novelle“ ein Gleichnis zu haben, so denken Sie sich aus der Wurzel hervorschiefsend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mufste kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe wert gewesen.“

„Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung. Dies ist das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas wert. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“

Die Erklärer weisen bei diesem Spruche durchweg auf Goethes Lieblingsidee von der „symbolischen Pflanze“ hin, von der aber auch nicht einmal das Bild hergenommen sein möchte, da dasselbe ja schon im Wortlaut auch zugleich auf das „Menschengesicht“ übertragen ist.

24.

Einer rollet daher; es stehen ruhig die Neune;
  Nach vollendetem Lauf liegen die Viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
  Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu sein.

Von der Art seines dichterischen Wirkens wendet der Dichter sich zu ihren Zielen. Da ist nun zunächst eines, was er ausschliefst: Kampf und Angriff liegen nicht in seinem Wesen, sondern Darstellung. Der tiefsinnige Spruch wendet das Bild des Kegelschützen auf den polemisch Wirkenden, kritisch Angreifenden, Umstürzenden an. Es erreicht wohl ein solcher während seines Lebens im unausgesetzten Kampf mit der in geschlossener Phalanx entgegenstehenden Schar von Irrtümern, einen Teil derselben zu stürzen, wenn auch die Kraft eines Helden noch nicht genügt, um sie alle zu überwinden; es wird auch für ein solches Leben schon ein guter Wurf sein, nur „Viere“ von den „Neunen“ niederzustrecken. Schön ist eine solche Laufbahn und für eine heroische Kraft wohl lockend; man denke an Lessing! Aber des Dichters Sache ist die Kritik und Polemik nicht. Welches wäre denn nun sein Verhalten? und vermag er solcher Kritik und Polemik sich ganz zu enthalten? Der Schlufsvers giebt in tiefsinniger Lösung die Antwort:

Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
  Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu sein.

Das Höchste wäre es, die Gegenstände der Polemik und Kritik nur in sich selbst zu suchen, die ganze Kraft immer nach innen zu wenden und so in stetem Ringen, in stets gekräftigtem Streben in sich selbst das Muster des Reinsten, Besten, Schönsten herzustellen. Dieses gröfseste Schauspiel gewährt nur das Universum als der Schauplatz der göttlichen Wirkungskräfte, wo auch das scheinbar Zerstörende immer doch nur als ein wohlthätiger Faktor der Erhaltung des Ganzen dient. Diesem höchsten Vorbilde soll der Dichter nachstreben: erreichen kann er es nicht, und so wird immerhin ein Teil seiner Kraft nach aufsen gehen, um gelegentlich auch „gewaltsam treffend zu wirken.“ Stand

doch der Dichter der „Weissagungen des Bakis“ noch mitten in dem Xeniensturme! Das eigentliche Ziel seines Wirkens liegt dort nicht.

25.

Wie viel Äpfel verlangst Du für diese Blüten? — „Ein Tausend;
Denn der Blüten sind wohl zwanzig der Tausende hier,
Und von zwanzig nur einen, das find' ich billig.“ — Du bist schon
Glücklich, wenn Du dereinst einen von tausend behältst.

Und welches sind denn nun die „Früchte“ solchen positiven, künstlerischen Schaffens?

Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

So hat Goethes grofser Freund „geweissagt“; aber wie viele von den tausend und aber tausend Blüten, die der Dichter hervorzaubert und mit deren Pracht er das Auge der Menschheit ergötzt, setzten denn nun Frucht an, welche den keimkräftigen Samen zur Reife bringt? Das hängt von ganz anderen Faktoren ab, die aufserhalb der Macht des Dichters stehen. Seine Sache ist es zu schaffen, diese Blüten zu spenden, ganz unbekümmert um den letzten Erfolg seines Thuns. Freilich wohl schwellt die Hoffnung seine Brust, und das feurige Bestreben meint schon die Erwartung weise beschränkt zu haben, wenn sie von „zwanzig Blüten nur eine Frucht“ verlangt. Aber rauhe Stürme werfen die Blüten herab, neidischer Frost und karge Sonne lassen sie verkümmern, und was übrig bleibt, welchem Heer von Feinden hat es noch zu trotzen! Zuletzt ist der Gärtner glücklich, wenn er dereinst „von tausend nur eine behält!“

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los, so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Lafs sie nur alle, so frifst einer den anderen auf.“

Das sind die unzähligen Feinde der dichterischen Blüten! Man fühlt sich versucht, hier noch nähere Individualisierung zu

vermuten, denn die Feinde sind zahlreich und sehr verschiedener Art; nicht nur die Rezensenten und Kritiker sind zu fürchten, die mit giftigem Stich die Blüten zum Welken bringen, sondern ebenso oder vielleicht noch mehr die Scharen derer, die in dem Garten der Kunst sich ansiedeln, nicht um die Blütenpracht zu vermehren sondern, um hier ihre bequeme Nahrung zu finden, die Schmarotzer der Künste. Da sind die Leichtsinnig - Oberflächlichen, die sich ihren Bedarf von überall her zusammenpicken, oder die mit vorlautem, leerem Gelärme sich als die Herren des Feldes ausrufen, dann die Bequemen, Trägen, denen es nur um ihre reichliche Mahlzeit zu thun ist und die Stelle, wo sie Nahrung gefunden, beschmutzen, das kritische Käfergeschlecht, das vom Zernagen lebt, die blinden Maulwürfe, die auf der eifrig-hungrigen Jagd nach Engerlingen mit ungeschicktem Wühlen die edlen Keime, die sie zu schützen vorgeben, zerstören; und dann das ganze übrige Teufelsgezüchte der Rezensentenwürmer, der unreinliche Erdfloh und die giftige Wespe. Nun, Goethe hat es, als tüchtiger Gärtner, an gelegentlichen scharfen Hieben und festen Fufstritten, auch wohl einmal an einer gründlichen Jagd auf das Ungeziefer nicht fehlen lassen: aber die Furcht, dafs es sein ganzes Werk vernichten möchte, hat ihn nicht angewandelt. Und die Prophezeiung, dafs nach dem Naturgesetz unter diesen grundsätzlichen Feinden des Schönen doch immer „einer den andern auffrifst“, wird nicht aufhören, sich buchstäblich zu erfüllen.

27.

Klingeln hör' ich: es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst Du? Mich deucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen Dir leis um die Ohren bewegt.“

Wenn er die Gegner nicht fürchtet, so ist es doch keineswegs überflüssig, ihnen mit der Waffe zu begegnen, die sie am meisten fürchten: dem lustigen Spott! Diese Waffe der parabolisch-satirischen Invektive hatte Goethe von jeher mit Meisterschaft geführt, und jüngst hatte er, als er den Xenienschwarm

losliefs, das Lager der Feinde auf der ganzen Linie in Alarm gebracht. Welche Anklagen mufste er da hören! auch von den Wohlmeinenden und Nahestehenden! Die geringste war noch die, dafs er zu Karnevalsthorheiten sich aufgelegt fühle „selbst in der Kälte noch“, da er die Höhe des Lebens schon überschritten und der schwere Ernst der Zeit von übermütiger Laune mehr als je abmahne. Ihm aber ist die satirische Geifsel keineswegs ein Spielwerk; sondern, auch wenn er durch die komische Maske spricht, so fühlt er sich in der vollen und ernsten Ausübung seines Dichterberufes, dessen Auffassung, wie sie ihn erfüllt, zu schildern, der Hauptinhalt der „Weissagungen“ ist. So giebt er den Vorwurf der „Thorheit“ denen zurück, die wegen der eigenen philiströsen Beschränktheit seinen Sinn nicht zu fassen vermögen; von ihrem „Ofen“ aus scheltend, sind sie das leise Klingen der eigenen Schellenkappe so gewohnt, dafs sie nicht mehr zu unterscheiden vermögen, von wo es hertönt.

28.

Seht den Vogel! Er fliegt von einem Baume zum andern,
Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl und wird Dir offen versichern,
Dafs er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

Dieser Spruch leitet zum Schlufs des Ganzen hinüber. Der Dichter hat von den Angriffen der Feinde, vom Tadel auch der Wohlmeinenden gesprochen: wie steht es denn nun mit dem Bande, das den Dichter seinem Publikum verbindet, mit dem Beifall, den er findet, dem Lobe, das ihm gespendet wird, der Liebe, die er erwirbt?

Er täuscht sich darüber nicht: die meisten, die ihn loben und bewundern, begierig nach seinen Werken greifen, auch sie geniefsen, freilich nach ihrer Weise, vergleicht er den Spatzen, die hier und dort „an den Kirschen picken“, die ihnen die süfsesten scheinen, trotz der „Geschäftigkeit“ doch nur „naschend.“ Und doch werden sie meinen ihn völlig zu würdigen, das Tiefsinnigste bis auf den Grund durchdrungen zu haben und werden

die selbstgewissesten Urteile darüber zum besten geben; aus der Kirsche, an der sie genascht, sind sie sicher „der hehren Natur herrliche Tiefen" erpickt zu haben. Das war damals so, ist heute nicht anders und wird immer so bleiben, da die Spatzen nicht aussterben.

Die vier folgenden Sprüche bilden den Schlufs.

Indem sie des Dichters Meinung über die wahre Liebe des Volkes, die zu erwerben das edelste Ziel des Künstlers ist, verkünden und zugleich die würdige Art, solche Liebe zu gewinnen, weisen sie auf den Mittel- und Höhepunkt des Ganzen zurück, auf jene emphatischen Worte des vierzehnten Spruches, mit welchem der erste Teil abschliefst: „Ich werde geliebt!" So rundet sich die Dichtung zur festgeschlossenen Einheit.

Die beiden folgenden Nummern gehören auch ihrer äufseren Form nach zusammen; sie bilden eins der schwierigsten Rätsel der ganzen Reihe.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fufse;
Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen geniefse Du das und koste nicht tiefer!
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

Eine höchst merkwürdige Wendung! Gerade hier hat Goethe die kapriziöseste Rätselform gewählt, um seine Meinung zu verschleiern und zu gleicher Zeit zu enthüllen. Auf die wunderlich nach allen Seiten divergierenden Auslegungen der Erklärer ist schon in der Einleitung hingewiesen; sie entspringen sämtlich nur der Ratlosigkeit.

Es sei, ehe die Lösung des in der ersten Nummer aufgestellten Rätsels ausgesprochen wird, zuerst auf den in der zweiten gegebenen Sinn des Rätsels hingewiesen.

„Das Höchste und das Gemeinste!" „Das Schönste und sogleich auch das Abscheulichste!" Wieder zeigt sich der ruhige Blick des Dichters, der die Dinge erkennt, wie sie sind, sein klares, in die Tiefe gehendes Urteil, das, auch wo es zu tadeln hat, sich nicht der Anerkennung verschliefst, die Welt nicht meistert, sondern indem es sie versteht, überall die Wendung zum Guten und Besten findet. Gewifs, die meisten bewundern ihn und geben vor, ihn zu lieben, ohne ihn zu begreifen; doch hat nicht auch solches Geniefsen seinen Wert? Ja, es kann den höchsten Wert haben, da, wo solche Art des Geniefsens, solches unmittelbare, blofse erfreute Empfinden, dem die Vertiefung noch fehlt, und mit ihr die Stetigkeit und die Fähigkeit des Erkennens, wo solch naiver Enthusiasmus, der, wenn auch vom Scheine geblendet, gleichwohl der Ahnung des Herrlichsten sich vermifst, wo alles dieses berechtigte Natur ist, durch die notwendigen Bedingungen des Wesens und der Entwickelung gerade so gegeben und begrenzt. Das ist die ewig so beschränkte und doch ewig so berechtigte Weise der Jugend, und mit ihr die Weise der grofsen Masse, die in harter und einseitiger Arbeit gebunden, durch die Not des Lebens eingeengt, zu freierer Entfaltung nur sehr schwer und sehr selten gelangt.

Der Enthusiasmus der Jugend, die Liebe des Volkes, in diesem engeren und beschränkten Sinne, sind sie nicht das „Höchste" und das „Schönste?" Hier fafst der Dichter die Herzen und den noch nicht urteilsfähigen Sinn, und indem er durch den Zauber der Form sie zur begierigen, willenlosen Folge hinreifst, erfüllt er sie mit der Ahnung und der geheimnisvollen Triebkraft des innersten Seelenlebens, die er mit magischer Gewalt auf das Edelste, Würdigste, Gröfseste, auf das Göttliche lenkt. Die letzte, höchste und schwerste Aufgabe des wahren Dichters: echte Popularität! Für das „Volk" wie für die Jugend ist nur das Beste gut genug, und Beiden gebührt die höchste Ehrfurcht. So war Homer der Liebling der Knaben, des Volkes und der Weisen. So hoch aber und edel die wahre Popularität, so gemein und abscheulich ist die falsche; und so schwer jene

zu erwerben, so leicht ist diese zu erschleichen! Ja, von allem das „Gemeinste“ und „Abscheulichste“ ist es, dies leicht erregte Fühlen, diesen leicht bestechlichen Sinn irre zu führen, diese Macht über die unbewehrten Gemüter zu mifsbrauchen, die Liebe der Jugend zu verwerflichem Zweck zu erschleichen und so an seiner Quelle das innerste Leben der Seele zu vergiften. Kein Fluch ist stark genug, um diese Sünde gegen den heiligen Geist zu brandmarken, und so hat ihr der Dichter den Stempel des schlimmsten und widernatürlichsten Lasters aufgedrückt.

Er wählte die Form des Worträtsels, um sein Bild zu gewinnen. In Nachahmung des griechischen und lateinischen Sprachgebrauches, *πεζῇ*, oratione pedestri für die Prosarede, gebraucht er das „zu Fufs“ für den Ausdruck und die Wortfolge der gewöhnlichen Sprechweise, und mit dem aus dieser Metapher sich ergebenden Gegensatz „auf die Scheitel gestellt“ (worin „Scheitel“ weiblich gebraucht und also Singularis ist, wie öfters vorkommend) bezeichnet er den zusammengesetzten Ausdruck. So löst sich das Rätsel von selbst. Verehrungswürdig, ja etwas Herrliches und die höchsten und edelsten Empfindungen einschliefsend ist die „Liebe des Knaben“ sowohl als die Liebe der Jugend, zu der Jugend, im objektiven Sinne. Mit der Ehrfurcht, die dem zarten Kindessinn und diesem aufkeimenden Wuchs des Gemüts- und Seelenlebens gebührt, „bedruckt zufrieden die Lippe“ solche jugendlich enthusiastische Liebe als ein Heiliges und Köstliches. „In dem zweiten Moment“, wo das zusammengesetzte Wort an jenen schwärzesten Schatten der Verirrung der antiken Welt erinnert, „ist es der Abscheu der Welt.“

Aber das zweite Distichon des dreifsigsten Spruches führt nun den Gedanken noch weiter:

> Nur im Schlürfen geniefse Du das und koste nicht tiefer!
> Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

Solcher Liebe der Jugend und solcher Gunst des Volkes soll der Dichter sich erfreuen, wenn sie ihm zufällt, aber nimmer soll er sie zu seinem Ziele machen; er soll sie nicht suchen, nicht

darauf ausgehen, sie soll nicht der Leitstern seiner Dichtung werden. Dieses „tiefer kosten“ bedeutet das Haschen nach Popularität, welchem der Erfolg ja nicht zu fehlen pflegt; aber „unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund“: allzubald hört das Erfreuliche auf, und man gelangt zu einem traurigen, abschmeckenden Bodensatze. Nach einem andern Pole soll er sein Steuer lenken.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
  Erst nach Norden und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden,
  Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

Wie die Magnetnadel ewig nach Norden, und je mehr man dem magnetischen Pole sich nähert, mit desto stärkerer Inklination nach der Tiefe weist, so ist der Blick des Dichters immer dem einen Ziel der Wahrheit zugewendet und der vertieften Erkenntnis des Wesens der Dinge. Dieser Spruch fafst mit dem folgenden noch einmal alles in dem ganzen Gedicht Entwickelte zu einer Summe zusammen. Jenseit der Marksteine, innerhalb derer das gegenwärtige Leben sich bewegt, liegt sein Ziel, dem er unbeirrt von den Strömungen, die seinen Weg durchkreuzen, zusteuert, allein von dem Unwandelbaren geleitet. Geheimnisvoll und unüberwindlich stark zieht eine Gewalt, die seinem innersten Wesen entspringt, ihn diese Bahn nach der im Tiefsten unverrückbar thronenden Wahrheit der Dinge und ewigen Notwendigkeit der Formen, wie jene unergründlich wirkende, allverbreitete Kraft die Stahlnadel überall in die Richtung auf den im „Unbetretenen“ ruhenden magnetischen Pol lenkt:

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende! —

Von früh an bestimmte dieser gleichsam magnetische Zug dem Genius Goethes seinen Weg, den er wie „ein Besessener ging, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu han-

deln“, zu einer Entwickelung „so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Und noch heute gilt, was F. Jacobi in demselben Briefe, in welchem diese Wendungen begegnen, an Sophie la Roche schreibt, für jeden, der ihm ein näheres Studium widmet: „Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, dafs er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt.“ Aus dem genialen Triebe wurde dann freilich mit jedem Schritte mehr und mehr klar bewufste Wahl und fest eingehaltenes Willensgesetz.

Der Magnetnadel gegenüber die Wetterfahne, die „den Winden gehorcht“ und deren „ganzes Talent sich in Bücklingen auflöst!“ Wie heifsen alle diese Winde, denen nicht gehorcht zu haben dem alle überragenden Dichter nach der Reihe zum Vorwurf gemacht ist und von so vielen, wie sie gerade von diesem oder jenem Winde ihre Segel sich füllen lassen, immer wieder als Verbrechen angerechnet wird? Es ist der Hafs und die Gunst der Parteien, der politischen, litterarischen, philosophischen und religiösen, es sind die Vorurteile der Doktrin in allen ihren tausend Gestalten, der wechselnde Geschmack und die herrschende Mode des Tages, und, stärker noch als sie alle, die mächtig fortreifsende Strömung der einander ablösenden Epochen, deren Goethe so manche an sich vorübergehen sah. Die meisten, deren ephemerer Glanz neben ihm aufleuchtete, schwammen so im Strome mit, segelten mit dem jeweiligen Winde und machten seinen Stöfsen ihre gehorsamen Bücklinge, immer in dem befriedigenden Glauben, den Strom selbst zu lenken, der sie trug; für sie alle gilt das:

Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben,

als Motto. Sie alle hat die Welle, die sie trug, begraben, aber hoch über ihnen steht Goethes und Schillers leuchtendes Doppelgestirn, zu denen das deutsche Volk, so lange es dauert, gläubig und dankbar emporblicken wird.

32.

Ewig wird er Euch sein der Eine, der sich in Viele
 Teilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen wie Einen,
 Und Ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst!

Zum Beschlufs nun die inhaltreichste „Weissagung", die in wenigen Worten das philosophische und das künstlerische Glaubensbekenntnis Goethes umfafst.

Die Spinozistische Anschauung von der Einheit der Gottheit, die zugleich das Ganze nicht allein erfüllt, sondern in sich umschliefst, die unermefsliche Vielheit der Gedanken, verbunden in der Idee, die zuletzt nur die eine, unteilbare ist; die unerschöpflich mannigfaltige Erscheinung der unendlichen Ausdehnung in ihrer ewigen Wandlung nur das Sein und Denken des Einen, Ewigen!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So dafs, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermifst.

Dieses war das „Zeichen des Makrokosmus", das ihn von früher Jugend an entzückte, aber nicht so, dafs er in dem begeisterten Anschauen dieses herrlichen Schauspiels, des harmonischen Ineinanderwirkens, der innigen Durchdringung von Natur und Gottheit nun versunken wäre; sondern, wenn sein Genius ihn mit der einen Hand nach oben wies, so deutete er mit der andern nach unten, auf die reiche und buntfarbige Erdenwelt, auf das ewig rege Walten des rastlos schaffenden „Erdgeistes." Diesen Sinn hat er selbst in dem Bilde des „Schwebenden Genius über der Erdkugel, mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend" gewiesen:

Zwischen Oben, zwischen Unten
Schweb' ich hin zu muntrer Schau,
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich am Blau.

Und wenn mich am Tag' die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermafs der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,
Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und grofs!

Die ernste Richtung auf das ewig Einheitliche, Unveränderliche hat der Dichter mit dem Philosophen gemein; aber der Anfang und das Ende der Kunst ist es, in der Vielheit der Erscheinungen, wo sie so leicht sich verbirgt, jene höchste Idee immer wieder zu finden und in ihnen und durch sie die Vorstellung des Göttlichen dem Auge und dem Gefühl unmittelbar wahrnehmbar zu machen.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn bei der zerstückten Betrachtung, welche die „Weissagungen des Bakis“ bei den Erklärern fand, der eine, Viehoff, ihren „fragmentarischen Charakter“ beklagt und „besonders den Mangel einer symmetrischen Gliederung“; oder wenn der andre, Ehrlich, die Frage, „ob denn nun mit Hilfe aller Erläuterungen aus der Dichtung für die poetische Empfindung oder philosophische Lebensanschauung ein erklecklicher Gewinn zu ziehen sei, mit einem ehrlichen Nein beantworten zu müssen“ glaubt. Die Folge ist gewesen, dafs eine der bedeutsamsten und gehaltvollsten Dichtungen Goethes, recht aus der Tiefe seines Wesens geschöpft und über sie reichen Aufschlufs gebend, dazu durch ihre ganz eigenartige Form in besonders hohem Grade anziehend und fesselnd, Empfindung und Denken nach allen Seiten in der nachhaltigsten Weise anregend, unbeachtet geblieben, ja fast unbekannt geworden ist.

Gewifs werden bei dieser, wie bei einer jeden Deutung Anstöfse sich für den einen hier, für den andern dort ergeben, so namentlich wo die Rätselform eine so künstliche ist, wie in der neunten und in der neunundzwanzigsten „Weissagung.“ Allein die Meinung ist auch keineswegs, bei jeder einzelnen der überaus zahlreichen Fragen, die bei diesen zweiunddreifsig Rätselsprüchen ihre

Beantwortung verlangen, nun eigensinnig und allein Recht zu behalten. Dafs Wesentliche ist, dafs die Dichtung als ein Ganzes erscheine, und dafs, von dem Sinne dieses Ganzen getragen, jeder Spruch ein selbständiges und dennoch dem Zusammenhange nicht allein leicht und willig, sondern notwendig sich einfügendes Sein und Leben gewinne; wenn dabei sich dem forschenden Auge in den Einzelheiten noch weitere oder auch anders geartete Beziehungen ergeben: um so besser! Die hocherfreuliche Wirkung des Ganzen kann dadurch nur gesteigert, jeder einzelne Spruch einem jeden nur um so lieber werden.

Hier, wie bei allen verwandten Produktionen Goethes, ist es gut, sich die Mahnung gegenwärtig zu halten, die er in einem oft citierten Brief an Zelter (am 4. Dezember 1827) an seine lieben Deutschen richtet, die ihn so oft mit dem Verlangen „quälten“, diese und ähnliche inkommensurable Erfindungen „dem schlichten Menschenverstande anzueignen“: „Diese Nation“, heifst es da, „weifs durchaus nichts zurechtzulegen, durchaus stolpern sie über Strohhalmen.“ .... „Suchten sie doch die physisch-sittlich-ästhetischen Rätsel, die in meinen Werken mit freigebigen Händen ausgestreut sind, sich anzueignen und sich in ihren Lebensrätseln dadurch aufzuklären! Doch viele thun es ja, und wir wollen nicht zürnen, dafs es nicht immer und überall geschieht.“

# Goethes „Novelle."

Die Komposition der „Novelle" wurde von Goethe in den letzten Tagen des Jahres 1826 begonnen und im Januar 1827 vollendet. Am 15. Januar dieses Jahres äufserte er darüber zu Eckermann, dem er die ersten Bogen zur Ansicht vorgelegt hatte: „Ich wollte das Sujet schon vor dreifsig Jahren ausführen, und seit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach »Hermann und Dorothea«, wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln und habe auch zu diesem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu schreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin also genötigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäfs der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenstande zu geben willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet sich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, dafs ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen sein."

Und wenige Tage darauf, nachdem er Eckermann den Schlufs zu lesen gegeben hatte, an welchem dieser eine gröfsere Breite und Ausführlichkeit vermifste, zeigte er ihm, wie dadurch das Ganze ins Prosaische gefallen wäre, und fuhr fort: „Aber ein ideeller, ja lyrischer Schlufs war nötig und mufste folgen; denn nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa

ist, mufste eine Steigerung kommen, ich mufste zur lyrischen Poesie, ja zum Liede selbst übergehen.“

Und weiter fügte er hinzu: „Um für den Gang dieser Novelle ein Gleichnis zu haben, so denken Sie sich aus der Wurzel hervorschiefsend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mufste kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe wert gewesen.“

„Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellte, reizte mich zur Ausführung. Dies ist das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas wert. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“

Endlich noch die folgende Äufserung, die auf den Ausdruck der lebhaften Freude Eckermanns, „dafs diese in ihrer Art einzige Produktion doch nun existiere“, erfolgte: „Es ist mir lieb, wenn Sie zufrieden sind, und ich freue mich nun selbst, dafs ich einen Gegenstand, den ich seit dreifsig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mitteilte, rieten mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weifs, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie jemand fragen, wenn man etwas schreiben will.... Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenstandes in Hexametern, wie ich es damals, gleich nach „Hermann und Dorothea“ willens war; er riet zu den achtzeiligen Stanzen. Sie sehen aber wohl, dafs ich mit der Prosa jetzt am besten gefahren bin. Denn es kam sehr auf genaue Zeichnung der

Lokalität an, wobei man doch in solchen Reimen wäre geniert gewesen. Und dann liefs sich der anfänglich ganz reale und am Schlufs ganz ideelle Charakter der Novelle in Prosa am besten geben, so wie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre.“

Bekanntlich bildet in dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel aus dem Jahre 1797 der Entwurf eines epischen Gedichtes, als dessen Sujet eine „Jagd“ bezeichnet wird und das wohl auch unter dem Namen die „Löwen- und Tiger-Geschichte“ erwähnt wird, eine Zeitlang den Gegenstand öfters wiederkehrender Besprechung, an welche sich eingehende Erörterungen über das Wesen der epischen Dichtung und die Form ihrer Behandlung knüpfen. Es ist dasselbe, auf welches Goethe in den citierten Gesprächen mit Eckermann Bezug nimmt.

Nach alledem böte die Dichtung keinen Anlafs zu tieferer Betrachtung, da der allgemeine ideelle Sinn, den sie dem ersten Blicke enthüllt, schwerlich erschöpfender und prägnanter ausgesprochen werden könnte, als es von Goethe selbst schon geschehen ist. Nichtsdestoweniger giebt es da nicht allein für die aufmerksamere Prüfung eine ganze Reihe von Umständen, die eine Beruhigung bei diesen Resultaten nicht zulassen, sondern auch für die völlig unbefangene Lektüre, welche auf den blofsen Genufs der Erzählung als solcher gerichtet ist, entsteht die Empfindung eines nicht aufgehenden Restes, eines Ungelösten, Rätselhaften, was denn auch in einem grofsen Teil der Kritik sehr scharfen Tadel*) gegen die Mangelhaftigkeit der Form dieser Goetheschen „Novelle“ hervorgerufen hat, die Aufzählung vielfacher erheblicher Kompositionsfehler, gegen deren Begründung es schwer ist, Einwendungen zu erheben.

---

*) Gervinus nennt die „Novelle“: „eine unsäglich geringfügige Produktion“, wie überhaupt er es dem alternden Dichter zum schweren Vorwurf macht, dafs er bei seinen Produktionen „auf eine nähere Betrachtung gehofft“ habe (cf. V[5], S. 800 ff.).

Gerade so, wie sie da ist, kann diese „Novelle" als eine lebendige Illustration dessen gelten, was Goethe bei der einundzwanzigsten seiner „Weissagungen des Bakis" im Auge hatte:

> Blafs erscheinest Du mir und tot dem Auge. Wie rufst Du
> Aus der inneren Kraft heiliges Leben empor?
> „Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest Du ruhig geniefsen;
> Nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg."

So schrieb Goethe schon im Jahre 1798; die „Weissagungen" entstanden ungefähr ein Jahr nachdem ihn zuerst der Plan des „Jagdgedichtes" beschäftigt hatte.

Kein Zweifel, dafs dieser tiefere Sinn der ganzen Erfindung es war, den er im Auge hatte, als er von den, jenem ersten Entwurf gegenüber erfolgenden Abmahnungen Schillers und Humboldts sagte: „sie konnten nicht wissen, was in der Sache lag;" jenen ganz allgemeinen und offenliegenden Sinn darin zu finden, konnte er ihnen wohl zutrauen, nicht aber alles das, was er durch die Behandlung dieses Stoffes in denselben hineinzulegen beabsichtigte und im stande war. Das war es auch, was ihm diesen Stoff so wert machte, so innig ans Herz wachsen liefs, dafs er noch nach dreifsig Jahren nicht nur sich des früheren Planes genau erinnerte, sondern mit der alten bevorzugenden Liebe ihn auf das sorgfältigste ausgestaltete.

Keine Frage auch, dafs Schiller und Humboldt mit ihren Abmahnungen vollkommen im Rechte waren, wenn sie nach Goethes Mitteilungen nur auf die Qualifikation des Sujets als rein epische Fabel sahen. Bei einem Jahrmarktsbrande bricht aus einer Menagerie ein Tiger und ein Löwe aus; eine Fürstin kommt durch den Tiger in Gefahr, ihr Begleiter erlegt ihn, eine fürstliche Jagd wird durch jenen Brand unterbrochen, und der Absicht, den Löwen gleichfalls niederzuschiefsen, tritt der Menageriebesitzer erfolgreich in den Weg, indem es ihm gelingt, das Vertrauen für seine Erbietung zu gewinnen, dafs seine Frau und sein Kind das gefährliche Tier unversehrt und ohne dafs es Schaden stiften würde, in den herbeigeschafften Käfig zurückführen würden. Die Art, wie dieses geschieht, dafs der Knabe durch freundliches Bezeigen und durch die schmei-

chelnden Töne seiner Flöte in der That den Löwen zähmt und ihn wie einen treuen Hund zu leiten vermag, ist erfreulich und bedeutsam — die Idee, daſs sanfte Unterredung der rauhen Gewalt vorzuziehen und selbst überlegen ist, knüpft sich schon an die bloſse Erwähnung des stofflichen Herganges —, aber es springt in die Augen, daſs dieses Material für eine epische Behandlung gröſseren Stiles nicht ausreichen kann, wie denn auch Goethe einmal gegen Schiller, sehr charakteristisch, die „Befürchtung“ ausspricht, der Stoff möchte ihm unter den Händen zu einer bloſsen Ballade zusammenschrumpfen. Aber auch für dasjenige Maſs von stofflichem Interesse, welches wir von einer „Novelle“ erwarten, zeigt er sich schwerlich hinreichend, und Eckermann hatte gar nicht unrecht, wenn er beim ersten Lesen des Schlusses stutzte; so wird es jedem Leser gehen. Ebenso war freilich Goethe im Rechte, wenn er ihm nachwies, daſs für diese Behandlung des Hauptgegenstandes, nämlich die Besänftigung des Löwen durch die Gesänge des Knaben, es nun nur vom Übel sein könnte, wenn die früher eingeführten Personen noch einmal auf der Scene erschienen, um äuſserlich zu Ende zu führen, was innerlich sein befriedigendes Ende schon erreicht hat. Etwas anderes aber ist es, daſs diese Personen und ihre gegenseitigen Beziehungen im Vorangehenden unser Interesse doch für sich selbst erweckt haben, und daſs wir also mit Recht befremdet sind, diesen ganzen Aufbau als einem völlig andern, erst im Verlaufe sich ankündigenden Zwecke dienend, achtlos beiseite gelassen zu sehen. Ferner, was soll zu diesem allein bestehen bleibenden Endzwecke des Ganzen jene so überaus stark hervorgehobene Darstellung der Lokalität, von der Goethe sagt, „daſs es sehr auf ihre genaue Zeichnung ankam?“ Mag man die mit höchster Virtuosität durchgeführte Schilderung des fürstlichen Schlosses, des Städtchens und des Jahrmarktes, des Weges zur Stadt hinaus, den Fluſs entlang, bergauf durch das Wiesenthal und das Wäldchen zu jener steil ansteigenden, steinigen Halde, die, schon im Beginne gezeigt, späterhin der Schauplatz des Höhepunktes der Verwickelung ist, mag man diese, einen Hauptteil des Ganzen einnehmende Darstellung als nur zum Zwecke

des höchst lebendig, vollkommen plastisch vor unsern Augen sich vollziehenden Vorganges der Handlung geschehen ansehen — sie kann als solche für ein wahres Kabinettstück poetischer Malerei gelten —, was für eine Bedeutung hat denn nun aber die mit gröfsestem Nachdruck in den Vordergrund gestellte Vorführung der alten Burgruine mit allen ihren so höchst sonderbaren Details, die auch im Fortgange mit ihrer eigentümlichen Beschaffenheit immer wieder dem Leser vor Augen gebracht wird und in deren seltsamem Bezirk der wunderbar erhöhte Schlufs der Handlung sich abspielt? Wer möchte glauben wollen, dafs all dieser Aufwand nur gemacht ist, um die alte Ruine als den Zielpunkt eines Spazierrittes der Fürstin mit dem für den Ausbau der alten Stammburg so besonders interessierten Fürst-Oheim Friedrich, der zudem, abgesehen von diesem Interesse, als eine ganz entbehrliche Figur sich darstellt, und mit Honorio benutzen zu können, oder etwa, um in diesem verzwickten Arrangement eine Art von Mausefalle für den entsprungenen Löwen bereit zu haben, welche den Akt der Einfangung desselben plausibler erscheinen liefse. Damit würde ja der Dichter seinem eigentlichen Zwecke die fast wunderbare Macht, welche „Melodie und frommen Sinn“ über den Löwen ausüben, eindringlich zu machen gerade entgegengearbeitet, vielmehr den Vorgang recht absichtlich aus dem Ideellen mehr ins Reale und Gewöhnliche gezogen haben.

Alle diese Umstände sind es, die das Mifsfallen der Kritik verursacht haben, die aber auch den unbefangenen Leser der „Novelle“ bedenklich machen und die, je mehr man über sie nachdenkt, destomehr die Vermutung bestärken, dafs hier noch geheime, tiefere Beziehungen verborgen blieben, zu denen zu führen, nach jenem Spruch des „Bakis“, gerade jene Bedenken bestimmt sind, und dafs dadurch jene handgreiflichen Mängel der Dichtung vielleicht in ihre obersten Vorzüge verwandelt werden möchten.

Nirgends hat man bei Goethe die ausgeprägteste Symbolik mehr zu erwarten als in derartigen, ganz freien Erfindungen, wie hier eine vorliegt, und gerade in solchen hat er am liebsten seine Meinung über die grofsen politischen Bewegungen der Zeit

ausgesprochen. Der Zeit nach steht der erste Plan zu dem Gedicht zwischen dem „Märchen“ in den „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten“ und den „Weissagungen des Bakis“, welche beide Dichtungen durchaus auf politischem Grunde aufgebaut sind. So wären wohl auch, wenn jenes epische Gedicht, „die Jagd“, damals ausgeführt wäre, die Hindeutungen auf die grofsen staatlichen Verhältnisse, die darin vorschweben, individueller gewesen und stärker ausgeprägt worden. Nachdem darüber dreifsig Jahre vergangen waren, jene Verhältnisse nun nicht mehr so aktuell, sondern mehr in der Zukunft vorgestellt wurden, ist damit das die Komposition in ihrer Tiefe bestimmende Spiel der den dargestellten Dingen entsprechenden Faktoren in eine ideale Ferne verlegt, zur weitesten, typischen Allgemeinheit erhoben. Dadurch erhält die „Novelle“ aufser der mysteriösen Gesamtfärbung auch jene eigentümliche ruhige Weite und stille Erhabenheit, die ihr, auch wenn ihre bedeutsamsten Züge nicht klar erkannt, sondern eher als Mängel aufgenommen werden, dennoch eine so starke Wirkung auf die Empfindung sichern.

Es gilt also diese bedeutsamen Züge ins Auge zu fassen und um so schärfer, je weniger sie mit Notwendigkeit der blofsen äufseren Handlung zugehören oder gar von diesem Gesichtspunkte aus als überflüssig erscheinen; sicherlich verraten diese letzteren am meisten von der innersten Absicht des Dichters.

In der Frühe des herbstlichen Morgens versammelt sich das Jagdgefolge des Fürsten; die Scene ist mit der höchsten, plastischen Gegenständlichkeit geschildert. Alle warten noch auf den Fürsten, „der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zaudert.“

Dies giebt Veranlassung, mit wenigen Worten das schöne Verhältnis gegenseitiger Neigung und wechselseitigen Anteiles zwischen dem fürstlichen Ehepaar zu schildern. Dazu aber sogleich ein Zug, der in dem ganzen Verlauf der äufseren Erzählung durchaus keine Folge hat: „Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, dafs alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wir-

ken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genieſsen sollte.“

Ein ideales Fürstenpaar also, in den Tagen, wo noch der patriarchalische Absolutismus in Kraft ist, jedoch bereits ganz erfüllt, und zwar schon in der zweiten Generation, von dem Gedanken, daſs das oberste Haupt des Staates sein erster Diener sei, und daſs ein gleiches Recht einem jeden die Möglichkeit der höchsten und gedeihlichsten Entfaltung seiner Kräfte zu gewähren habe.

„Wie sehr dieses gelungen war, lieſs sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen so glücklichen Umtausch treffe; er wuſste sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.“

Dies könnte nun gar wohl als ein lediglich exponierender Zug gelten, da es wichtig ist, von vornherein die Aufmerksamkeit auf die Jahrmarktsscene zu leiten, von der im weiteren das Hauptereignis der Handlung seinen Ausgang nimmt; wenn aber an späterer Stelle auf das Motiv nicht allein zurückgegriffen, sondern dasselbe höchst bedeutend erweitert wird, so kann man nicht umhin, es in seiner selbständigen Geltung zu erkennen. Es geschieht in dem Gespräch, das die Fürstin mit dem Fürsten-Oheim führt, als sie im Begriffe sind zu dem Spazierritt ihre Pferde zu besteigen: „Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten“, fuhr die Dame fort, „über den groſsen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämtlicher Familien des Landes umher nach auſsen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nötig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan

werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlafs zu diesen Übersichten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weifs, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.“

„Ich weifs“, versetzte der Fürst, „dafs mein Neffe hierauf die gröfste Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, dafs man mehr empfange als gebe; dies zu bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes sowie der kleinsten häuslichen Wirtschaft.“

So hören wir es denn auch gleich beim Beginne, „dafs der Fürst fast ausschliefslich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände sich unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete“, und dafs nur ausnahmsweise doch auch einmal der Landjägermeister mit dem Vorschlage einer schon verschobenen Jagd durchdringen konnte.

Und so ist auch später, als die Fürstin das Gewühl des Marktes, „nur Schritt vor Schritt reitend“, passiert, Veranlassung genommen, mit neuem Detail bemerklich zu machen, wie infolge einer gleichmäfsig ausgebreiteten, gedeihlichen Ökonomie hier ein bei Bergbewohnern und Flachländern und Gewerbsleuten und den kleinen Städten vorhandener gemeinsamer Wohlstand in heiterer Behaglichkeit sich zu erkennen giebt. „Wo auch der Mensch seinen Überflufs hinwendet,“ bemerkt der Oheim, „ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt.“ —

Das alles hat mit der Tiger- und Löwen-Geschichte gar nichts gemein; es würde ein blofser Notbehelf sein, um der mageren Dürftigkeit der exponierenden ersten Hälfte der Novelle einige Füllung zu verleihen, ja es wäre der Komposition des Ganzen

höchst schädlich, weil es die Erwartung geradezu irre leiten würde, wenn es nicht im Dienste der tieferen Absicht des Dichters ganz unentbehrlich wäre.

Es lag ihm also daran, eindringlich zu machen, wie dieser väterliche, seine Regierungspflicht im idealsten Sinne auffassende Fürst den Schwerpunkt seiner Sorge und Bestrebung in die Hebung des materiellen Wohlbefindens, in die festgegründete Ordnung des ökonomischen Zustandes verlegt hat. Dies ist die oberste, unabweislichste Lebensforderung der Massen, von deren Erfüllung die Beständigkeit und Gesundheit des Ganzen immerfort abhängig ist. Ist diese erfüllt, so stellt sich Zufriedenheit, Behagen, Freude am Dasein ein, und ein schönes Verhältnis des Vertrauens von der einen, der steten Hilfsbereitschaft von der andern Seite, eines auf wechselseitige Neigung gegründeten dauerhaften Zustandes bildet sich aus. Wenn der eingeschränkte Raum eines kleinen Ländchens gewählt ist, um ein solches Muster friedlichen Gedeihens zu zeigen, wo heftige Gärung und unruhig ins Weite schweifende Wünsche keine Stelle finden, so ist doch dafür gesorgt, daſs den dargestellten Verhältnissen eine typische Geltung beigemessen werden kann: wie alle Bodenformationen sich hier berühren, so kommen die verschiedenartigsten Produktionsweisen, Ackerbau und Gewerbe, Bergbau und Forstwirtschaft, hier in gegenseitigen lebhaften Verkehr und Austausch, und ein Fluſs, der zwar hier nur leichte Kähne trägt, „aber nach und nach als gröſster Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte“, weist in die Ferne auf den weitesten Schauplatz.

Wenn nun das „fürstliche Schloſs mit seinen Teilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Türmen gar stattlich“ über die Lande hinausschaut: „den Fluſs hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende, flache und in mäſsigen Hügeln abwechselnde, fruchtbare Land, Ortschaften unzählige,“ so befestigt sich als Resultat des Ganzen der Gesamteindruck eines staatlichen Gemeinwesens, welches, unter wohlwollend - vernünftigem Regiment in ruhigem ökonomischem Fortschreiten befindlich, zu der Hingabe an eigent-

lich sogenannte „politische“ Ideeen weder Muſse noch Veranlassung hat.

Ein Zustand, wie ihn Goethe sich als den wünschens- und erstrebenswerten dachte, ja als den normalen „politischen“ Zustand, wie er in gut regierten deutschen Ländern zu seiner Zeit in der That in zunehmender Verbesserung sich verwirklicht zeigte.

Vor allen andern aber bot ihm dieses Bild dasjenige deutsche Land dar, dessen Entwickelung er fünzig Jahre aus nächster Nähe beobachtet und zum Teil selbst geleitet und bestimmt hatte.

Wie er dieses Weimarer Land und das Walten des Herzogs darin betrachtete, geht am besten aus jenem bedeutungsvollen Brief hervor, mit dem er nach dem Tode Karl Augusts „im Juli 1828“, „ein tröstlich aufrichtendes Schreiben,“ welches dessen Hinterbliebene an ihn gerichtet, beantwortete. In mehr als einem Bezuge verlangt dasselbe hier seine Stelle:

„Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus.“ 1608.

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

„...... Ich fand diese zwei lateinischen Zeilen als Überschrift der Hauptpforte des Dornburger neu acquirierten Schlöſschens, wo mir durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt war.“

„Die Einfassung gedachter Thüre selbst ist nach Weise jener Zeit architektonisch-plastisch überreich verziert und giebt, zusammen mit der Inschrift die Überzeugung, daſs vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daſs ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wogegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten worden.“

„Bei meiner gegenwärtigen Gemütsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein so einladend segnendes Motto sei durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher auf ein groſs bedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen

Sinnesart jederzeit mehr für den Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüfsen wären. Hier schien es also, dafs ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigentümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.“

„Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunde liefs mich den Wert solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach dem Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmut eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.“

„Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäfsig weitläufiges Schlofs, grofse Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschliefsend, nicht weniger genügsame Räume zu ritterlicher Wohnung. Es ruht auf starken Mauern, zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushältischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.“

„Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau ein heiteres Lustschlofs neuerer Zeit, zu anständigster Hofhaltung und Genufs in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud.“

„Auf diesem Weg nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäfs, durch Terrassengänge zu einer Art von auf und absteigendem Labyrinthe architektonisch auf das schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämtlichen übereinander zurückweichenden Lokalitäten auf das vollkommenste grünen und blühen sah.

Weithingestreckt, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuſs zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen-gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen, höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuchen aller Art.“

„Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genieſsend, sich von Geschlecht zu Geschlecht ein anständig bequemes Wohlbefinden emsig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseins und genieſsenden Behagens einleiten und sichern?“

„Dieses muſste mir also zu einiger Tröstung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier sprach vielmehr der Gegenstand selbst das alles aus, was ein bekümmertes Gemüt so gern vernehmen mag:

„Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermutigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daſs er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an und abtretend, so Freude als Schmerz, wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben, an andern, wie an sich selbst, zu erwarten habe.“

„..... Von diesen würdigen, landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmutigen Thal so vieles, was, dem Bedürfnis des Menschen entsprechend, weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluſs, der sich vielfach durch Wiesen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühle, Brücke folgen auf-

einander, die Wege verbinden sich auf und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweis auch den heitersten Anblick gewährend, sah ich grofse Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswertes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge."

„Das alles zeigt sich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar in gesteigertem Wohlsein, wenn schon diese Gegend von dem gröfsten Unheil mannigfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte hart auftretend gewaltsam über die Thäler. Dagegen deutet alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Kultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäfsig verhaltenden Volkes."

„Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäfs die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt:

„Die vernünftige Welt ist als ein grofses unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Bestätigt dieses merkwürdige und schöne Schreiben das, was oben als Goethes Ansicht über politische Entwickelung und staatliches Gedeihen bezeichnet wurde, so giebt es zugleich ein höchst willkommenes Zeugnis von der Art, wie unter seinem beobachtenden Auge die Dinge eine Sprache bekamen, und wie das Einfachste sich zum bedeutungsvollsten „Symbol" ihm darbot. Ja, noch ein mehreres bietet sich in dem Briefe dar: man hat vielfach nach der Gegend gesucht, welche zu der in der „Novelle" geschilderten Lokalität das Vorbild abgegeben hat; es ist auf den Weg von Rudolstadt nach dem Greifenstein vermutet worden,

von andern auf das Lichtensteinsche Schloſs Vaduz. Es scheint hierbei weit weniger auf die topographische Situation anzukommen, die der dichterischen Phantasie völlig beliebig nach ihren Intentionen zu verändern frei steht, als vielmehr auf die Art, wie Goethe das ihm sich Darbietende ansah! Danach wäre es sehr wohl annehmbar, daſs das Dornburger Schloſs mit seinen Beziehungen zur Weimarschen Familie, wie es in diesem Briefe geschildert ist, auch zu dem Lokal der kaum zwei Jahre früher verfaſsten „Novelle“ die Anregung gegeben hat. Die Anregung: denn daſs nun hier das neuerbaute Schloſs in die Stadt verlegt und weit davon entfernt die auf „Fels und starken Mauern zu Schutz und Trutz“ erbaute Stammburg in das von uralten Bäumen bestandene Gebirg, daſs statt der Saale der Anfang eines groſsen Stromes die Gegend durchflieſsend gedacht ist und was sonst verändert und hinzugethan sein mag, dürfte gegenüber jener Gedankenverbindung als unwesentlich erscheinen.

Denn diese „Stammburg“ ist nun bestimmt, in der „Novelle“ die bedeutendste Rolle zu spielen; ganz besonders in betreff ihrer wird die Äuſserung Goethes verständlich, daſs es ihm in der Novelle „so sehr auf die Zeichnung der Lokalität ankam.“

Wenn in Goethes Augen die Förderung der Kultur das Wesentlichste des Staatslebens ist, insbesondere in den beschränkten Grenzen eines Kleinstaates, so würde man mit der Annahme doch sehr irren, daſs er deswegen nun kein Verständnis dafür gehabt habe, daſs es darüber hinaus noch höhere Anforderungen gäbe, ja, daſs zuletzt auch die partikularistische Kultur gefährdet sein würde, wenn jene höheren Forderungen des Ganzen keine Erfüllung fänden. Eben diese groſse Idee der Nationalität hat ihm sein ganzes Leben hindurch als die leitende vorgeschwebt; durch die groſsartige Erfüllung seines Dichterberufes hat er selbst zu ihrer Verwirklichung ein Unschätzbares beigetragen. Aber er hatte von ihrer thatsächlichen Realisation seine eignen Gedanken, und weit entfernt, daſs er in seinen Dichtungen davon, wie man oft behaupten hört, geschwiegen hätte, bildet sie vielmehr den Angelpunkt einer groſsen Zahl derselben, darunter der allergröſsten:

aber er hat durchweg in diesen problematischen, wie er sehr genau es voraussah, in einer entfernten Zukunft liegenden Dingen, die von ihm sehr bevorzugte und so meisterhaft gehandhabte Form der Symbolik angewandt.

Und so auch hier!

Dem friedlichen Genügen einer zufriedenen Menge in gedeihlichen Zuständen wird das Bild eines in alter Vergangenheit einst fest begründeten, gewaltig dastehenden, grofsartig weit hinaus sich kund thuenden Aufbaues gegenübergestellt, der auf ein ganz anders geartetes Verhältnis der Dinge hinweist, dessen blofser Anblick genügt, um völlig veränderte, sehr erweiterte Vorstellungen des staatlichen Lebens gegenwärtig zu machen. Es gilt, dafür das Verständnis zu gewinnen, neue Zugänge zu dem Veralteten zu finden, es in gewissem Sinne zu erneuen! Doch ist es die spezifische Ansicht Goethes, dafs diese Vorstellungen und Bestrebungen ihre Verwirklichung zunächst nicht in den Gemütern der Menge finden, die vielmehr ihren materiellen Interessen hingegeben ist, sondern dafs die Fürsten es sind, in deren Sinn diese Pläne ihren Ursprung nehmen. Durch sie erst werden dieselben in die Massen hineingetragen; es kommt darauf an, die Kraft des Volkes dafür zu gewinnen. Auch hier mufste ihm die Person seines Fürsten, des Herzogs Karl August, vorschweben, dessen jahrelange, höchst eifrige Bestrebungen für die Errichtung des Fürstenbundes durchaus im grofsen nationalen Sinne unternommen waren, in dem also jene beiden Richtungen einer vorbildlichen politischen Thätigkeit, Gedeihen im Innern zu schaffen und zugleich den Ausbau der verfallenen und verschütteten Reichsherrlichkeit in Angriff zu nehmen, auf das vollkommenste sich vereinigt zeigen.

Die Art, wie zu der Zeit, da Goethe die „Novelle“ dichtete, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, die Idee der Reichsherrlichkeit wirklichen Bestand hatte, entspricht genau der Art und Weise, wie sie hier symbolisch eingeführt ist: durch die Wissenschaft wird sie vorgezeichnet, die Gebildeten nehmen sie auf, durch fürstliche Initiative scheint ihr praktische Förderung

zu teil werden zu können, aber erst in einer entfernteren Zukunft, die Massen sind noch nicht von ihr bewegt.

So wird nun in der „Novelle“ zuerst, gleich im Beginn, die Aussicht auf die „über Busch und Berg und Waldgipfel ragenden, hohen Ruinen der alten Stammburg“ gezeigt, „die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die gröfsten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten.“

In der merkwürdig ausführlichen Schilderung dieser Stammburg, die, wie schon bemerkt, ganz unverhältnismäfsig aus dem Rahmen der übrigen Erzählung heraustritt, hat geradezu ein jedes Wort seine symbolische Bedeutung. Von der zufriedenen Betrachtung der umgebenden Gegenwart schweift der Blick hinüber zu den entfernten Höhen alter Zeit, wo, durch die historische Erforschung näher gerückt, ein „merkwürdig hervortretendes, den deutlichsten Begriff gewährendes“ Bild alt vergangener Gröfse und Herrlichkeit sich darbietet.

„Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser des Teleskops recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten.“ Was war nicht alles auf dem Schutt der alten deutschen Kaisermacht emporgewachsen! Viele und mannigfache Bäume hatten auf dem alten Mauerwerk, es zersprengend, Wurzel gefafst, einer an den andern sich drängend, einer den andern überwachsend, und über alle hatte e i n e r hoch sich erhoben, sie alle mit seiner mächtigen Krone überschattend. Noch stehen sie wohlbelaubt da, aber „auffallend zeigt die herbstliche Färbung“, dafs ihr Schmuck zum baldigen Sinken bestimmt ist.

Durch einen ausgezeichneten Künstler ist in einer Reihe von Bildern der ganze alte Bau „überzeugend“ vors Auge gebracht, „als ob wir gegenwärtig wären.“ „Sie sollten nicht glauben, meine Beste“, sagt der Fürst-Oheim zu seiner Nichte, „welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch

umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäfsigen Parterre, Lauben und schattigen Gängen seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.“

Gerade in solcher Weise tritt das durch die historische Erkenntnis gewonnene Bild dem bestehenden, gegenwärtigen Zustande gegenüber und regt durch die Betrachtung des einst Möglichen und Wirklichen den Wunsch seiner Wiederherstellung zu erneutem Dasein an. Freilich ist es von dem blofsen Bilde des Künftigen weit bis zu dessen Verwirklichung, noch handelt es sich nur um Pläne und ein fernes Ziel.

„Reiten wir hinauf“, wendet sich die Fürstin zum Oheim, „und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten! Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt.“

In jeder Wendung ist hier die symbolische Beziehung unverkennbar! Was sollte denn in dem blofsen Unternehmen, eine alte Burgruine zugänglich zu machen, „Unmögliches“ sein? Was könnte „Unwahrscheinliches“ in dem Phantasiebilde liegen, dafs diese Wildnis nun wieder praktikabel gemacht und in den Bereich des lebendigen Verkehrs gezogen würde? Die zu Grunde liegende Symbolik giebt gerade der Kürze all dieser Bemerkungen desto prägnantere Bedeutung. So, wenn nun der Fürst erwidert:

„Noch nicht, meine Liebe; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt steckt noch manches im Beginnen; die Kunst mufs erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll.“

Die eigentliche Beschreibung der Stammburg, welche den Kern dieser ganzen Symbolik in sich birgt, kann nun für sich selbst sprechen:

„Hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mufste. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildnis zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.“

Es liefse sich an diesem Beispiele die ganze charakteristisch-typische Eigenart der Goetheschen Symbolik entwickeln: wie in dem Bilde eben nur die einfach-grofsen Ähnlichkeits-Momente festgehalten werden, so dafs die allgemeine Idee dadurch auf das lebhafteste gegenwärtig gemacht wird, aber doch wieder so, dafs durch einzelne hinzugefügte Striche, dieses oder jenes hervorgehobene Attribut die speziellere und speziellste Verkörperung der Idee in einer ganz bestimmten Erscheinung von selbst der Phantasie sich darstellt. So hier die alte Reichsherrlichkeit der deutschen Kaisermacht; so festgegründet zu Trutz und Schutz, lange der Zeit widerstehend, aber schon hier und da nachgebend und nach und nach in Ruinen zerfallend; nun verschüttet, aber dem staunenden Erforscher eine gewaltige Vorstellung der einstigen Gröfse darbietend. Im folgenden aber werden nun erst jene einzelnen, aufklärenden Attribute hinzugefügt:

„Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äufsern Ringmauern hinaufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Turm, doch niemand wüfste zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenförmig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Wipfel umgiebt; seit hundertundfünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo

Ihr Euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fufspfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten, und die mächtigen Äste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildnis wie keine, ein zufällig einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.“

Wer möchte in diesem „zufällig-einzigen Lokal“ das Bild der deutschen Reichsverfassung verkennen, wie in ihr das Uralte und Alte mit dem Neuen, lebendig Fortwachsenden verschlungen und im ernstesten Streit befindlich sich erblicken läfst? Auf urwüchsigem Felsen errichtet, steht der Turm des alten deutschen Königtums, der mittelalterlichen Kaisermacht: Niemand wüfste zu sagen, wo der Fels aufhört und das Mauerwerk anfängt, was in dem deutschen Stammeskönigtum von uralters her gewohnten Institutionen und was in seiner Entwickelung zum deutschen Kaisertum bewufster politischer Arbeit angehört. Rings um den kaiserlichen Hauptturm gruppiert sich die herzogliche, fürstliche, die reichsfeudale, regelmäfsig nach unten sich abstufende Macht: „Mauern seitwärts angeschlossen und Zwinger terrassenmäfsig herab sich erstreckend.“ „Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgiebt!“ Ein unübertreffliches Bild, und wie frappant bezeichnend ins Detail ausgeführt! Nicht in regelmäfsig planvollem Bau ist Mauerwerk rings um den Hauptturm errichtet, sondern hier hat eine spontane, unwiderstehlich aufstrebende Entwickelung Platz gegriffen, die nur ihr eigenes Gesetz kennt: mit ungestümer Triebkraft in die Höhe zu wachsen und mit Naturgewalt, das festeste Gewölbe sprengend, die Wurzeln in die Tiefe zu senden. So hat vielhundertjähriger Urwald, die Fundamente zerstörend, die alten Mauern im Ruin herabstürzend, selbst den Gipfel überragend, sich um den mächtigen Bau

gedrängt. Ja, selbst zu den Mauern desselben versperren sie nun den Zugang, und man mufs sorgfältig um die sich entgegenstemmenden Schäfte und Wurzeln „sich herumschlängeln und seine Fufspfade verständig führen“, um nur der den Grundrifs bildenden Umwallung sich wieder nähern zu können. Geradeso hat die moderne, reichsritterschaftliche, reichsstädtische und fürstliche Souveränität, frei und selbständig, wie ein dichter Wald aufwachsend, das alte Kaisertum überwuchert.

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr der Fürst fort: „Was sagt Ihr nun zum Schlofshofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorturmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geglättet, aber doch haben mächtige Bäume hier und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Äste bis in die Galerieen hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.“

In der überraschendsten Weise nimmt hier Wort für Wort die Bedeutsamkeit zu, immer näher und schärfer auf das einzelne hinweisend. Im Gegensatz zu der umgebenden Wildnis hier nun die Ansicht des Schlosses von innen her, des Schlofshofes! Das Thor zusammengestürzt, der Zugang seit lange verschüttet, ein neuer, bequemer, aber geheimer Weg ins Innere durch gesprengte Gewölbe, durchbrochene Mauern bereitet: inwendig aber zeigt sich der alte, durch die Natur selbst geebnete Boden, und nachdem die tiefe, bedeckende Blätterschicht weggeräumt ist, findet sich „der merkwürdigste Platz, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.“

Der Bau des deutschen Kaisertumes beruhte seiner inneren Struktur nach auf der Vereinigung der alten Stammesherzogtümer, später der Kurfürsten, zu einem Ganzen; dies war der durch die Natur selbst geebnete Boden, auf dem allein solch ein Gebäude aufgerichtet werden konnte. Dieser Boden ist erhalten geblieben, wie er denn seiner Natur nach unzerstörbar ist. Freilich ist er nun seit lange verschlossen, der alte Zugang verfallen; aber sollte ein neuer Weg ins Innere, wenn auch unter Anwendung gewaltsamer Mittel nicht zu erschliefsen sein? Es gilt nur die deckende Schicht der Vergessenheit hinwegzuräumen und die Erinnerung an den alten, grofsartigen Bestand wieder lebendig zu machen.

Aber nicht genug! Die Symbolik macht hier ihre kühnen Streifzüge bis in das entschieden allegorische Gebiet hinein. Unter den mächtigen, führenden deutschen Staaten sind zwar noch die alten Kurmächte vorhanden; aber sind da nicht ganz neue staatliche Gebilde vorhanden, die sogar jene aufgesogen oder verdrängt haben? Auch hierfür zeigt das schon im Früheren gegebene, auf das glücklichste gewählte Bild sich in der treffendsten und ungesuchtesten Weise anwendbar. Auch hier im Inneren haben „mächtige Bäume hier und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen.“ Man würde sich keinen Augenblick wundern, diesem Bilde mit ganz genau denselben Worten in irgend einer historischen Darstellung des Anwachsens der deutschen Königreiche neben den alten Kurfürstentümern, und über sie hinaus, zu begegnen. Nun strecken sie ihre Äste in die alten Galerieen des Kaiserbaues, rücksichtslos und mit dem Recht des Herrn der Situation, „durch die Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle“, aus denen sie nicht vertrieben werden sollen: „sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben!“ Das Ganze aber, wie es nun besteht, so merkwürdig aus Altem und Neuem verwachsen, ein Platz, „dessengleichen in der Welt nicht wieder zu sehen ist“; wie die deutsche Reichsverfassung ihresgleichen nicht wieder in der Welt hat. Aber: hierin wird man die grofse Tragweite

dieser wunderbaren Erfindung Goethes erkennen; er stellt diesesmal nicht, wie früher einmal in dem „gemischten“ Könige des Märchens von der schönen Lilie, diese deutsche Reichsverfassung von seiten ihrer Schwäche und Verworrenheit dar, sondern, obwohl in dem hier entworfenen Bilde das Ungeordnete, wild Durcheinandergewachsene und, wie die Dinge liegen, vor der Hand Unwirksame derselben auf das augenfälligste ausgedrückt ist, so erweckt dieses Bild doch überwiegend die positiven Vorstellungen des Festgegründeten in dem von alters her Überlieferten und des Krafterfüllten in dem neu Emporgewachsenen: es erweckt die Hoffnung, dafs aus beidem etwas Zukunftverheifsendes geschaffen werde.

Und nun zuletzt noch das Allermerkwürdigste:

„Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswert und an Ort und Stelle zu beschauen, dafs auf den Stufen, die in den Hauptturm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, dafs man nur mit Not daran vorbeidringen kann, um die Zinnen der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.“

Jedermann hat, wo die Deutung derartiger, doch immer problematischer, Produktionen sich entschieden ins einzelne wendet, zunächst einen gewissen, innerlich sich erhebenden, Widerspruch zu überwinden, bevor er die eigene Vermutung sich vorwagen läfst, zumal wird das in Bezug auf Goethes politische Ansichten stattfinden, über welche so starke Vorurteile in Geltung sind; dennoch: es möchte in den hier vorliegenden Sätzen, in diesem Zusammenhange, an dieser Stelle, schwer sein die Beziehung auf den preufsischen Staat nicht zu erkennen. Und mehr noch: ebenso Goethes Meinung über die Stellung dieses Staates zur deutschen Kaisermacht.

„Auf den Stufen, die in den Hauptturm führen“, hat der mächtige Ahorn Wurzel geschlagen, und zwar so, „dafs man nur

mit Not daran vorbeidringen kann!“ Und auch auf dieser Zinne mit ihrer unbegrenzten Aussicht verweilt man bequem in seinem Schatten: „denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.“

So war zu den Zeiten von Goethes Jugend durch die Thaten des friedericianischen Preufsens, an denen der Knabe sich begeisterte, das ganze deutsche Volk erst wieder zum nationalen Bewufstsein gekommen, die Litteratur hatte durch den siebenjährigen Krieg nach Goethes Zeugnis zuerst wieder sich mit spezifisch nationalem Gehalte erfüllt. Er war, kurze Zeit nachdem er dieses Urteil niedergeschrieben, Zeuge des grofsen Befreiungskampfes gewesen, in welchem in Wahrheit sich Preufsens Kraft als der über das ganze Deutschland schützend ausgebreitete, das Ganze hoch überragende Baum, wie das Goethesche Bild ihn zeigt, erwiesen hatte.

Wie aber schon im Eingange bemerkt, die „Novelle“ stellt alle diese Dinge nur als einen Gegenstand ruhiger Betrachtung vor Augen; hier wird keineswegs die Erwartung einer drängenden oder auch nur einer demnächst bevorstehenden Entwickelung erregt, sondern, zumal in dieser exponierenden Schilderung, ein klares Bild des bestehenden Zustandes der Dinge und die Idee einer in ferner Aussicht als möglich und erwünscht erscheinenden Umgestaltung dem Blicke gezeigt.

So kehrt denn auch von dieser so höchst bedeutungsvollen Umschau in die Ferne die Erzählung zu jenen, früher besprochenen, Marktscenen zurück, jedoch so, dafs schon hier die Erinnerung des Fürsten an ein „ungeheures Unglück“ sich kund giebt, wie er einst einen vor seinen Augen jäh aufflammenden Brand „eine solche Güter- und Warenbreite“ verzehren sah; eine Katastrophe, die an einer späteren Stelle in aller Umständlichkeit und Lebendigkeit geschildert wird. Hier geschieht denn auch die erste Erwähnung des Tigers und des Löwen, da, während die Reiter auf dem Markte an einem gröfseren Brettergebäude vorüberkommen, ein ohrzerreifsendes Gebrüll ihnen von dort entgegentönt: „die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten

Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige.“ Die bunten Schreckbilder, die von aufsen die Bude zierend bestimmt sind, die mit Grausen gemischte Schaulust des Publikums zu wecken, geben zu der folgenden Bemerkung des Fürsten Anlafs: „Es ist wunderbar, dafs der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier mufs er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Totschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen.“

Die Erzählung bewegt sich nun in ruhigem, thatsächlichem Gange weiter. Der Fürst-Oheim und die junge Fürstin mit Honorio, den ihr der Gemahl als „Stall- und Hofjunker“ zurückgelassen, gelangen durch ein reizvoll geschildertes, aufsteigendes Gelände über jenen schon erwähnten wüsten, steinigen Hang bis in die Nähe der mächtigen Ruine, die ihr Ziel ist. „Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so türmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäfsig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten.“ Dennoch entschliefst man sich bis zu einer gewissen Höhe den Anstieg zu unternehmen. Ehe jedoch der Versuch gewagt wird, bemerkt Honorio vermittelst des Sehrohrs, das er mit sich geführt, den in der Stadt aufsteigenden Brand. Nun begiebt sich der Oheim mit dem Reitknecht eilends zurück, langsamer folgt die Fürstin mit ihrem Begleiter. Die Worte des Oheims: „Ich fürchtete immer das Unheil zum zweitenmale zu erleben“, bringen der Fürstin die oft gehörte Beschreibung jener früheren, schrecklichen Katastrophe in aller Lebendigkeit wieder vor die Seele, und die Pause wird durch die Vorführung dieser Bilder höchst wirksam ausgefüllt. Bei der Verfolgung des Rückweges begegnet nun im Gebüsch des Wiesenthales der entsprungene

Tiger, der dann, im Augenblick, da die Fürstin aufs äufserste bedroht scheint, von Honorio mit Aufbietung höchster Kühnheit und Geistesgegenwart erlegt wird.

In dieser ganzen Zwischenpartie bis weiterhin zu der pathetischen Rede des „Mannes“, des Besitzers und Bändigers der wilden Tiere, und zu dem ganz ideellen Schlusse,* würde an sich nichts enthalten sein, was zu symbolischer Auffassung anregte, wenn dieselbe nicht durch das Vorangehende unabweislich gegeben wäre.

In der That ergiebt sie sich auch hier völlig zwanglos und wird durch das Folgende vollauf bestätigt.

Erinnert man sich an die Zeit der Entstehung des ersten Planes der Dichtung, das Jahr 1797, so ist die Auffassung des Brandes, der den Schauplatz friedlicher Arbeit in eine Scene des Jammers und der Vernichtnng verwandelt, als eines Symboles für das Aufflackern revolutionärer Unruhen, wie sie von dem grofsen westlichen Centralherde auch wohl auf das Nachbarland sich verpflanzen, von selbst gegeben. Für die Ausarbeitung im Jahre 1826 war es eine für die Komposition des Ganzen höchst günstige Veränderung, dafs jene früheren furchtbaren Vorgänge nur durch die Erinnerung des Fürsten-Oheim, der sie selbst mit angesehen, hineinspielen, während für die nun sich ereignende Wiederholung keinerlei thatsächlicher Anhalt vorlag, sondern dieselbe nur ideell, als Hinweis auf die mögliche Eventualität wirkt. Die Erzählung läfst den Brand selbst aufser Augen und beschäftigt sich nur mit der Vorstellung seiner Folgen.

Wie anders zeigt sich bei einer solchen Vorstellung, deren Schrecklichkeit man erfahren hat, der Charakter und die Kraft des Volkes, die jetzt so erfreulich in mannigfaltigster Thätigkeit dem gemeinen Gedeihen sich dienstbar zeigen! Je nach dem Anlafs ihrer Äufserungen können sie sich wild und „unbändig“ oder in majestätischer Stärke, „unüberwindlich“ auftretend erweisen; ist die Volkskraft einmal durch aufserordentliche Ereignisse entfesselt, macht sie mit der Wut des Tigers oder mit der Gewalt des Löwen sich geltend. Man sieht, auch diese Bilder sind dem

Sprachgebrauch durchaus gewohnte. Aber wenn eben schon der Sprachgebrauch mit solchen hergebrachten Bildern auch gewisse Ansichten als herkömmlich angenommen verbreitet, so ist des Dichters Absicht, gerade dem entgegen eine andere, selbständige Auffassung hierüber annehmbar zu machen; ja diese abweichende Anschauung mit stärkster Eindringlichkeit zu betonen, sie vor allem den Machthabern in die Seele zu prägen, ist das ideelle Ziel der „Novelle.“

Schon jene soeben erwähnte, wie zufällig eingeschaltete Bemerkung über die grellen Schreckbilder, mit denen die Aufsenseite des Käfigs jener wilden Tiere bemalt ist, dient diesem Zwecke: wie die Menschen an diesen Vorstellungen des Schrecklichen ohne Not ein gewisses Ergötzen empfinden, „sie wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen.“ Nun hat aber Goethe die durchaus bei ihm feststehende Überzeugung, dafs der Charakter der deutschen Nation in dieser Beziehung ein durchaus anderer sei als der der französischen, milder, ruhiger, zu plötzlich ausbrechender, rasender Gewaltthätigkeit weit weniger geneigt; vielleicht eine optimistische Meinung, aber zu seiner Zeit sicherlich gerechtfertigt, — wer will entscheiden, ob nicht am letzten Ende dennoch die richtige! Sicherlich war es ihm nicht zweifelhaft, dafs sie unter eintretenden verhängnisvollen Umständen sich so schrecklich erheben und tigerähnlich darstellen könne: aber hier ist der Punkt, wo die wundersame Scene, die er nach der gewaltsamen Niederwerfung des Tigers spielen läfst, in ihrer ganzen, wahrhaft unermefslichen Tragweite deutlich wird.

„Hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen; und kaum war Honorio, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf und an dieser Handlung sowie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich erraten liefs, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzäugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand

hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.“

„Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stofsweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unseren Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. „„Sie haben dich ermordet, armes Tier, ermordet ohne Not! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fufsballen schmerzten dich und deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heifse Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der schönste deinesgleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, tot, um nicht wieder aufzustehen! Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rote Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süfse Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!““

Hier fehlen wahrlich die Worte, um alles zu erschöpfen, was in diese wunderbar tief berührende Darstellung gelegt ist; kaum irgendwo zeigt sich die innerliche Macht der Symbolik so stark wie hier. Ob wohl Goethe ein Verständnis gehabt hat für die innerste, heilige, unergründliche Tiefe des Volksgemütes? Er, von dem wir das Wort kennen von seiner starken „Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt! die aber gewifs für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren!“ (An Fr. v. Stein. 4. Dez. 1777.) Wie überall,

so schaute Goethe auch hier auf den Grund und liefs sich durch die Äufserlichkeiten der Erscheinung nicht irren; hier wie überall erwuchs ihm aus solcher Betrachtungsweise der positive Glaube an den Wert des ungeheuren Materials an Kräften und Vermögen, das wie das edle Erz im Urgestein in unschätzbar reichen Adern dieser, als roh und gefährlich gescholtenen, „Masse“ des „Volkes“, zu eigen ist. Und seines, des deutschen Volkes! Obenan steht ihm als die eigentliche Seele dieses Volksgemütes der fromme Sinn, der unzerstörbar in ihm wohnt und von dem alles Gute, Schöne und Grofse, was es besitzt und hervorbringt, seinen Ausgang nimmt. Dieser „fromme Sinn“ ist es, der die wilden Instinkte der Masse bändigt, sie in seiner Obhut hält und der, wenn sie losgebrochen sind, sie wieder besänftigen kann. Weisheit, Philosophie, Religion und Kunst des Volkes sind hier eingeschlossen; „kurz und abgebrochen, aber eindringlich und rührend“ ist „seine natürliche Sprache;“ höchst einfach und sehr verschieden von dem Gewande der Bildung und Kultur ist seine Erscheinung, wie die „reinlich anständige, doch bunte und seltsame Kleidung“ des „Weibes“, das in der „Novelle“ als die Symbolisierung dieses „frommen Sinnes“ so einfach und ergreifend auftritt. Alle guten und starken Empfindungen des Lebens haben in ihm ihre Wurzel, gehen von ihm aus, die innigen Gefühle der Familienliebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Anhänglichkeit in alten Gestalten, „Treue, Dulden und Ausharren.“ Und suchen diese Gefühle ihren Ausdruck, so tritt er hervor kunstlos und doch voll Anmut und höchster bewegender Kraft, wie die Flötenweise des „schwarzäugigen, schwarzlockigen Knaben“, des Kindes jenes Weibes: „Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise.“ Und wie diese fromme Sinnesart die Mutter des Volksliedes ist, der Volkskunst und -Melodie, so wohnt ihr auch in grofsen Dingen jener unbeirrbar auf das Rechte gewandte, seherische Instinkt inne, durch den das Sprichwort „des Volkes Stimme Gottes Stimme“ eine Wahrheit wird.

In den zarten Farbenmischungen einer ganz ideellen Kunst hat Goethe in der Entwickelung und dem Schlufs der „Novelle“ diesen Symbolen Gestalt und Leben verliehen, und so hat auch die Deutung sich hier, ganz entfernt von allem wirklich Ereigneten, thatsächlich in dieser oder jener Form Bestehenden, den reinen Ideeen, dem für alle Verhältnisse Allgemeingültigen zuzuwenden.

Mit höchster Feinheit und mit sorgfältig gleich verteilender Gerechtigkeit hat er nun hier die Gegensätze ins Spiel gebracht.

Wir gelangen zu jener Scene der, wie aus dem Boden sich erhebenden, schrecklichen Gefahr aus einer Umgebung, wo der Blick auf den Höhen geruht hat, welche die alte historische Überlieferung, den gegenwärtigen Vollzug des grofsen staatlichen Lebensprozesses, die ferne Aussicht auf einstiges Wiedererstehen des Alten umschliefsen. Das Symbol des plötzlich in dem Gebüsch auftauchenden Tigers, der das Leben der Fürstin bedroht, ist glücklich genug im Sinne derjenigen gewählt, die dem Throne zunächst stehen und zu seinem Schutze bestimmt und immer bereit sind. So vertritt denn auch die Person Honorios offenbar den mit Leib und Seele, mit Herz und Hand der Person des Fürsten ergebenen loyalen, kriegerischen Adel. Durch seine Jugend und Schönheit, seine Ritterlichkeit und mit Anmut verbundene Kraft und Gewandtheit, vor allem durch seine feurige und doch mafsvoll beherrschte Hingabe an die Fürstin, ist ihm ein idealer Schimmer verliehen, durch den seine Dienstbarkeit das Gepräge einer schönen Freiwilligkeit erhält.

Es ist natürlich, dafs er über seinen Sieg in freudigen Triumph ausbricht, aber es ist schwerlich ohne tiefere Absicht, wenn ihn der Dichter nun gerade in diesem Augenblicke sein Gesuch an die Fürstin richten läfst, ihn in die Welt zu schicken; ein Motiv, das für den Verlauf der Erzählung ohne Folge bleibt, und auf das nur in ganz anderm Zusammenhange am Schlusse noch einmal hingedeutet wird. Andere, gröfsere Feinde und Gefahren, die nicht zu Hause, sondern rings umher in der Weite anzutreffen sind, will und soll er kennen lernen und, wenn die Stunde kommt, „überwinden!“

Dagegen nun jene Klage des Weibes! Wer kann Honorio tadeln wegen seiner raschen That, die der Augenblick gebieterisch verlangte? Selbst sie will ihm, wie es an einer späteren Stelle heifst, nicht deswegen fluchen. Dennoch, da sie das Tier in seiner Stärke nun dahingestreckt liegen sieht, „den Ernährer“, „tot, um nicht wieder aufzustehen“, klingt aus ihrem Schmerz der Ton leidenschaftlicher Anklage. „Sie haben dich ermordet, ermordet ohne Not!“ Sie kennt ihn ja als gutgeartet, als leicht zu lenken, schnell zu beruhigen! Hätte man abgewartet, „er hätte sich gern ruhig niedergelassen!“ Denn „seine Krallen hatten keine Kraft mehr; die heifse Sonne fehlte, sie zu reifen;“ er war das gefährliche Ungeheuer nicht, als das sein furchtbarer Anblick der erschreckten Phantasie ihn erscheinen liefs. So natürlich die That, so begreiflich diese Klage.

Jetzt ist auch der Fürst mit seinem Jagdgefolge herzugekommen und er ist eben beschäftigt, das Erforderliche anzuordnen, „als ein Mann sich in den Kreis drängte, grofs von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Überraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefafst, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirge ist er hin; aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, dafs er nicht umkomme wie das gute Tier!“ Von dem atemlos herbeieilenden Wärter der alten Ruine erfährt man, dafs der Löwe dort „oben hinter der höhern Ringmauer sich im Sonnenschein am Fufse einer hundertjährigen Buche gelagert habe und sich ganz ruhig verhalte.“ Der Wächter bedauert nur, dafs er „seine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen“, sonst wäre das Tier sogleich seine Beute geworden und er „hätte sich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.“ Den Zugang zu dem alten Schlofs hat der Löwe durch den Hohlweg gewonnen, „der von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll.“

Wenn Goethe in der allgemeinen Deutung, die er selbst ausgesprochen, neben dem „Unbändigen“ das „Unüberwindliche“

nennt, so hat er damit leicht erkennbar darauf hingewiesen, dafs im Gegensatz zu dem tumultuarischen Ausbruch der Volkskraft hier an ihr ernstes, gewaltiges und Achtung gebietendes Auftreten gedacht werden soll. Das wird nun durch alles Folgende auf das vollkommenste bestätigt. Der „Mann“, dessen Wesen sich sogleich durch seine im hohen Tone der Begeisterung gesprochene Rede manifestiert, erbietet sich durch die Frau und den Knaben, den los gewordenen Löwen „unschädlich und unbeschädigt wieder zurückzubringen.“ Alle Vorsichtsmafsregeln werden getroffen, und nun steigert sich alsobald die Darstellung zu ihrem Gipfel. Das Kind beginnt seine wunderbar ergreifenden Melodieen, „als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

„Gott hat den Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntnis, dafs alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt, schaut er weit umher; stürzt aber ein Teil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren; mutwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Flufs zu Flufs, endlich zum Ozean, wo die Riesen in Scharen daherziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

„Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht Ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene! Noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da! Sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander. Seht hin! Es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt

es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Rofs zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, dafs es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwalde trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Getier, und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weifs ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herren dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.“

Wie kommt dieser psalmodische Ergufs in die „Tiger- und Löwen-Geschichte?“. Wie will man über Inhalt und Zweck dieser Rede sich irgend eine Rechenschaft geben, aufser indem man sie mit dem entwickelten tiefen Sinn des Ganzen in Verbindung setzt, dem sie freilich Wort für Wort entspricht? Und wer ist denn der „Mann“, dem als blofsem Tierbändiger und Menageriebesitzer unmöglich doch solche Gedanken und Wendungen in den Mund gelegt werden konnten?

Vertritt das Weib dieses Mannes den „frommen Sinn“ des Volkes, das tiefe und im Grunde fromme Volksgemüt, wie es in der Erscheinung freilich oft bunt und seltsam genug, in seinen Wirkungen so überaus mächtig sich äufsert, so repräsentiert er selbst den „klugen Sinn“ des Volkes, den gesunden, urkräftigen und in seiner Einfachheit den höchsten Dingen gewachsenen, Volksverstand. Wenn jenes in Sagen und Märchen, in Liedern und Melodieen seine Sprache findet, so hat auch dieser da allenthalben seine Wohnung; in Sprichwort und Spruchweisheit ferner tritt er mit so eindringender als emphatisch kurz gefafster Beredsamkeit hervor, mit dem Prophetenwort und der Psalmenweise der biblischen Sprache vertraut, ihr nahe verwandt und mit Vorliebe an sie sich anlehnend.

Nichts Geringeres hat der Dichter mit dieser Rede im Auge gehabt, als gleichsam wie in einer Krystallisation die gesamte Auffassung der Volksweisheit und des Volksverstandes, wie in seinen

Sagen und Dichtungen sie zu erkennen die gelehrte Forschung sich zur Aufgabe stellt, über das Wesen der Volkskraft, ihren Wert, ihr Verhältnis zu den Regierenden und den obern Ständen, ihre Selbständigkeit und ihre Abhängigkeit, alles dieses gleichnisweise andeutend darin darzustellen. Deshalb dieser gehobene enthusiastische Ton, deshalb der starke Eindruck, die ergreifende, „beschwichtigende“ Wirkung auf die Hörenden.

Das Anerkenntnis der Weisheit, die „Gott den Fürsten gegeben“, steht voran: aber er hat sie nicht ihnen allein gegeben, sondern allen seinen Geschöpfen, jedem nach seiner Weise! Und um diese Mahnung zu bekräftigen, nun im Folgenden der Hinweis — für den absolut jede andere Auffassung undenkbar ist —, dafs ja auch die Fürsten dem Volke angehören, zu ihm zurückkehren, wie sie aus ihm hervorgegangen sind. Dort steht ja im Angesichte aller jene alte Burg mit dem umgebenden uralten Walde, das im Eingange so umständlich vorgestellte Symbol kaiserlich-fürstlich-adliger Machtwaltung und -Geltung, die, in sich schon vielfach zusammengesunken, weithin von herabgestürztem Getrümmer umgeben ist. Aber auch auf dem felsigen Seitenhange können die Platten und Blöcke des zerbröckelnden Gesteines nicht verharren; tiefer rollen sie herab, durch Bäche, Flüsse, Ströme, „nicht widerspenstig mehr und eckig, nein, glatt und abgerundet“, immer „schneller ihren Weg gewinnend, gelangen sie endlich zum Ozean, wo die Riesen in Scharen daherziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.“ Wie manches alte Geschlecht war so, die Vorurteile der Sonderexistenz mehr und mehr abschleifend, von seiner Höhe zu Thal gestiegen und in den gemeinsamen Schofs des Volkstumes zurückgekehrt, zu dem emsigen Gewimmel seiner Arbeit, wo dennoch die ungeheuren Riesenkräfte des Volkes ihren eigentlichen Sitz haben!

Denn unwandelbar ist allein der Ruhm des Herrn, „den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Und von ihm zeugen nicht allein die majestätischen Felsen mit ihrem stolzen Schmuck der hundertjährigen Baumgeschlechter: „warum seht Ihr in die Ferne umher? Betrachtet hier die Biene!“ An dem Bilde

der Bienen und Ameisen, diesem althergebrachten und immer wieder erneuten Gleichnis für den im Kleinsten rastlos, emsig, klug und geschickt thätigen Fleifs der zahllosen Menschengeschlechter, wird der Geltung der fürstlichen Weisheit der Wert des arbeitenden Volkes gegenübergestellt; das Rofs, welches schnaubend den kunstreichen Bau der Ameisen zerstampft, vertritt des Volkes kriegerische Wehrkraft, die das willfährige Werkzeug der fürstlichen Pläne ist: „denn der Herr hat das Rofs zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, dafs es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt.“

Und nun endlich die majestätische Erscheinung des Löwen, dem nichts widersteht und der dennoch durch „fromme Ehrfurcht“ sich willig zähmen läfst; was kann dies Bild in diesem Zusammenhange anders bedeuten als die höchste, zusammengenommene Kraft, die in diesem Könige der Tierwelt gleichsam von allem Getier vereinigt ist, diese höchste gesammelte Kraft des ganzen Volkes, die in einem Willen einig, gleichsam wie ein Mann sich erhebt, „unwiderstehlich“, „unüberwindlich!“ Und diese Kraft, durch fromme Ehrfurcht überwunden; die furchtbarste, grausamste Gewalt, da wo sie „im Palmenwalde und in der Wüste“ sich selbst überlassen ist, nun einem Willen, der auf das Gute, Grofse, Göttliche gerichtet ist, sich willig fügend!

Hier endlich tritt das Problem des Ganzen klar zu Tage.

In zwei Bildern stellt es sich dar, auf welche beiden die Kunst des Erzählers ihr hellstes Licht konzentriert, so dafs sie gewissermafsen wie zwei abgeschlossene Gemälde aus dem Verlaufe der Erzählung hervorglänzen.

Das erste ist die Gruppe, die auf dem kahlen, steinigen Hange weit sichtbar sich darstellt: die Fürstin neben dem gestürzten Pferde, vor ihr der von Honorio erlegte Tiger, über ihn geworfen die klagende Frau mit ihrem Knaben.

Das zweite ist der Löwe, wohl im Auge gehalten von Honorio und dem Wächter, aber ohne dafs es dessen bedürfte, durch den beschwichtigenden und wunderbar erhebenden Gesang

des Knaben in das Innere des alten Burghofes geleitet und dort sich niederlassend.

Beide Bilder nun aber von dem doppelten Hintergrunde abgehoben, der in der Exposition gegeben ist: das eine von dem friedlichen Leben und Treiben eines väterlich regierten, in Arbeit und Gedeihen zufriedenen Volkswesens, das andere von der Vorstellung der grofsen historischen Schicksalsbestimmung dieses Volkswesens in Vergangenheit und Zukunft.

Nun beachte man die wahrhaft wunderbare Präzision, mit der diese Bilder die Probleme, für die sie eintreten, bezeichnen, und es wird nicht allein jeder Zweifel oder Tadel bezüglich der Vortrefflichkeit dieser seltenen Komposition verschwinden, es wird an ihre Stelle die Anerkennung treten, dafs diese Symbole nicht nur hier ihre Schuldigkeit thun, sondern auch für das Leben eine unvergängliche Gültigkeitsdauer besitzen.

Das Hauptproblem des Ganzen ist ungemein charakteristisch gewählt, sowohl für die Zeit der Entstehung des ersten Planes als für die der Ausführung der „Novelle." Noch ist in Deutschland die Autorität des väterlich wohlwollenden Absolutismus in Kraft, aber von aufsen her mehr als einmal erschüttert, wieder einmal kann wohl „ein Pulverschlag auffliegen, der die Brände", unheilbringend, bis in sein Inneres „heranwirft." Es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie man zu jenen Zeiten, überhaupt und besonders von dem Standpunkte der Regierenden aus, die Volkskraft als solche betrachtete; wie sie an sich als suspekt galt, vor allem aber eine jede selbständige Regung als geradezu gefährlich angesehen wurde, der man unverzüglich mit Gewalt entgegentreten müfste, wenn man die Herrschaft, ja Ordnung und Sicherheit bewahren wollte.

Ist nun diese selbständig und frei auftretende Volkskraft gefährlich oder nicht? Und wie ist ihr zu begegnen?

Dies ist das Hauptproblem.

Um die Antwort zu geben, unterscheidet die Dichtung zwischen der Art solchen freien Auftretens, ob es in unmittelbar bedrohendem, unbändigem Aufstande geschieht, oder ob eine grofse, die

Gesamtheit ergreifende Bewegung in ruhiger Haltung ihr Dasein kund giebt.

Und nun das Bild von dem Tiger, wie er jetzt in seinem Laufe die Fürstin erreicht hat: wer möchte dem edlen „Honorio“ in den Arm fallen, der die mörderische Waffe auf das Haupt des Ungetüms abfeuert? Und doch gewinnt uns die Klage des Weibes, wir trauern mit ihr um das ermordete Geschöpf, wir schenken ihr Glauben, dafs es keinen Schaden angerichtet hätte, wenn man es ungereizt hätte gewähren lassen; wir möchten gerne zweifeln an der Notwendigkeit der That: dennoch, wenn die ganze Situation sich erneuerte, würden wir mit derselben Entschiedenheit wie früher dieselbe rasche Handlungsweise von neuem fordern.

Wie oft hat in der Geschichte diese Kontroverse gespielt! Dieselben Argumente auf beiden Seiten, und dieselbe unabänderliche Entscheidung! Und dennoch, wieviel ist immer aufs neue daraus zu lernen! Welche Mahnung an diejenigen, auf denen die Verantwortung ruht, es zu jenem Äufsersten eben nicht kommen zu lassen!

Nun aber hatten die gewaltigen, welthistorischen Ereignisse, mit denen das alte Jahrhundert geschlossen hatte und das neue begann, eine ganz andere, gröfsere, nachhaltigere Bewegung im deutschen Volke erzeugt, die mehr und mehr die Gemüter ergriff und schon als eine Macht zu betrachten war, die selbständig für sich dastand, und von der wohl erwartet werden durfte, dafs sie unter Umständen zu That und Angriff gegen das Bestehende sich erheben möchte.

Es wiederholte sich also hier jene Frage noch dringender und noch bei weitem schwerer zu entscheiden: sollte die unverkennbare nationale Bewegung von den im Besitze der legitimen Macht Befindlichen als eine bedrohliche Gefahr für das gegenwärtige und künftige Heil des Ganzen angesehen und demgemäfs bekämpft und niedergeworfen werden? Man weifs, wie oft und wie lange die Entscheidung in diesem Sinne getroffen ist.

„Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche dir nicht; schone meinen Löwen, guter, junger Mann!

Kunst im allerweitesten Sinne veredelnd und leitend auf das Volksgemüt einzuwirken, ist die Liedesmelodie und die Flöte des schwarzäugigen und schwarzlockigen „Knaben“ das Symbol. Und so geht denn am Schlusse die Erzählung in diese Lieder selbst über:

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Noch ein herrlicher Zug im Folgenden: Dem anmutig fortsingenden Knaben legt der Löwe zutraulich die schwere Vordertatze auf den Schofs, an der er sich einen scharfen Dorn zwischen die Ballen getreten hat; das Kind zieht die verletzende Spitze hervor und verbindet mit seinem buntseidenen Halstuch die kranke Stelle. Die hilfreich werkthätige Linderung der Not und Leiden darf bei der veredelnden Erziehung durch die „fromme Liebe“ nicht fehlen. Für solche Kräfte greift nun der Dichter zu dem höchsten Ausdruck: „Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.“

Ohne jede weitere Deutung spricht der wie in Verklärung erglänzende Schlufs nun für sich selbst:

„Ist es möglich zu denken, dafs man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Tierreichs einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer

Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier; und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.“

So bringt hier der Schlufs nun noch aus des Dichters eignem Munde die Bestätigung der im obigen gegebenen Deutung.

Wie es im Wesen solcher symbolischen Dichtung beruht, den Blick ins Grenzenlose zu eröffnen, so kann auch keine Deutung derselben jemals meinen ihren Inhalt zu erschöpfen, oder, was dasselbe ist, mit dem gerade Ausgesprochenen nun das einzig Geltung Verdienende bezeichnet zu haben und die Empfänglichkeit des geniefsenden und denkenden Lesers auf solche Weise einschränken zu wollen. Alle derartige Auslegung kann es sich nur zum Ziele setzen, den Dichter in seiner Werkstatt aufzufinden und den Gedanken der Leser die Richtung dahin zu geben, wo man mit Grund die Vorstellungsreihe und Ideeenverbindungen vermuten kann, die für die Lustgebäude seiner Phantasie den Grundrifs abgaben.

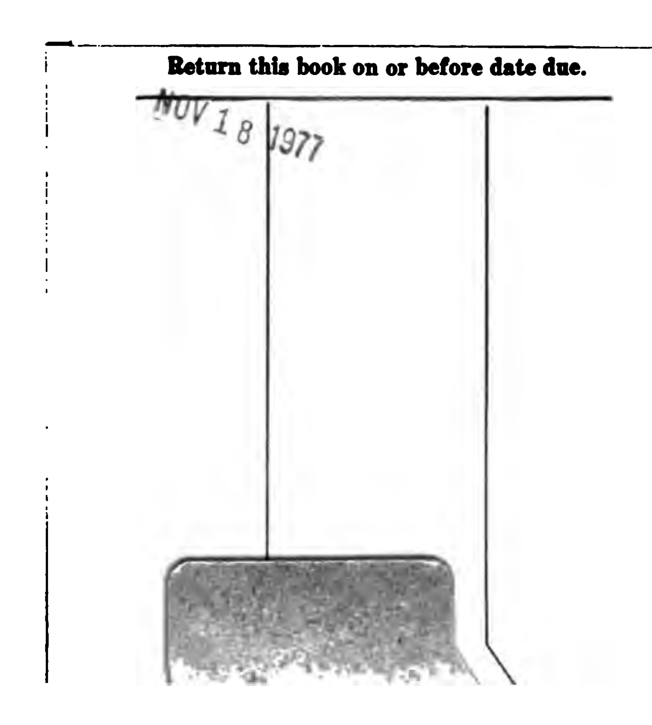
Ist es nicht aber als ein Gewinn zu betrachten, der für solche „nähere Betrachtung“ Goethescher Dichtung belohnt, wenn durch sie das Gefühl der Unbefriedigung, des Verdrusses über Mangel an Kolorit und Wärme, an Einheitlichkeit der Komposition und gleichmäfsiger innerer Wahrheit, wenn all dieser

Tadel sich in die freudige Bewunderung des Dichters verwandelt, der durch klug geordnete Schilderung, durch glänzend entrollte Bilder und durch weise geführte Erzählung dem Gedanken das weiteste Feld zu bereiten und der Empfindung den höchsten Schwung zu verleihen vermag?

---

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.




NOV 18 1977

